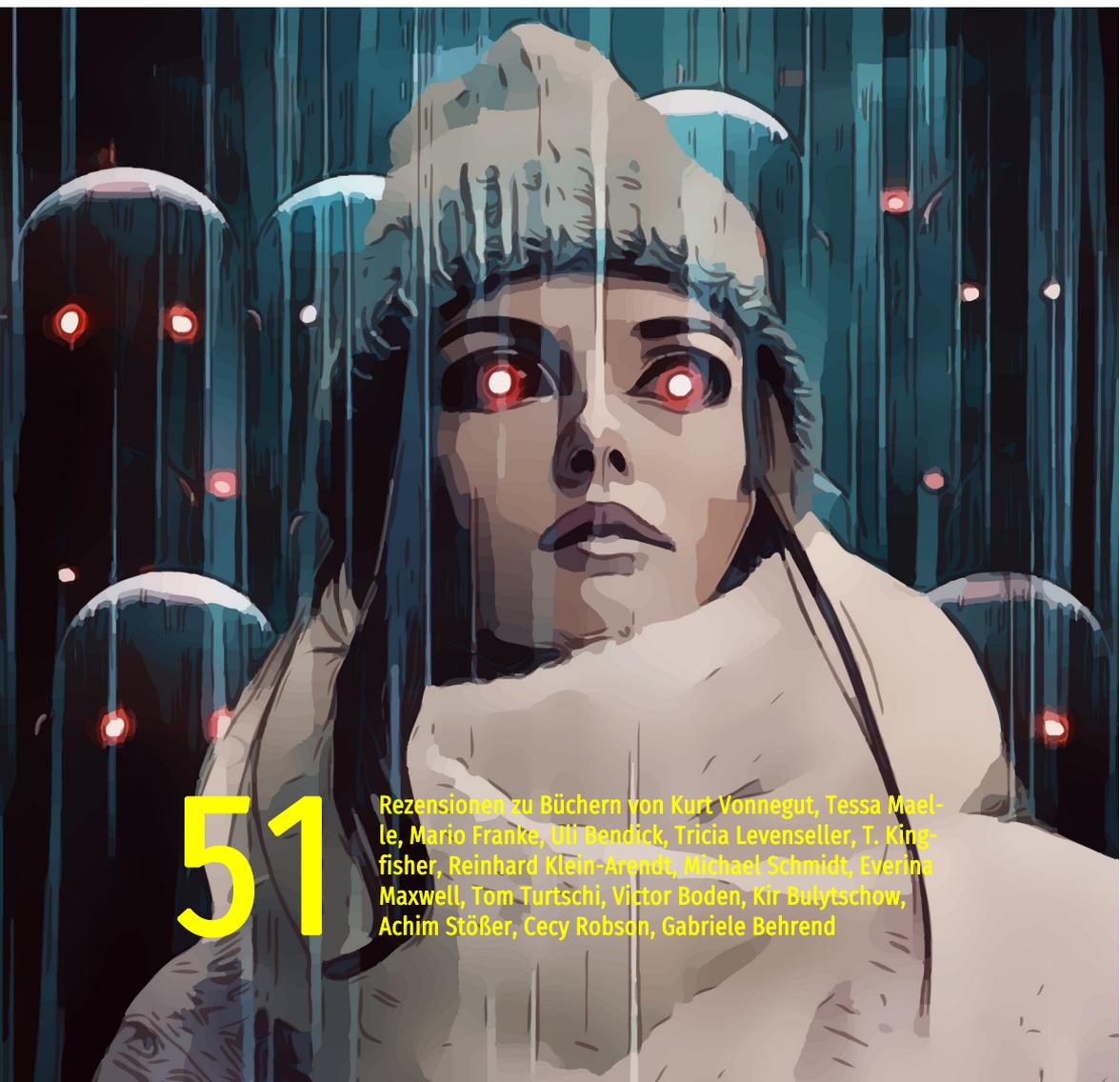


# REISSWOLF

Das fantastische Rezensionsmagazin



51

Rezensionen zu Büchern von Kurt Vonnegut, Tessa Meelle, Mario Franke, Uli Bendick, Tricia Levenseller, T. Kingfisher, Reinhard Klein-Arendt, Michael Schmidt, Everina Maxwell, Tom Turttschi, Victor Boden, Kir Bulytshov, Achim Stößer, Cecy Robson, Gabriele Behrend

## Impressum

### REISSWOLF

Das fantastische Rezensionsmagazin  
Ausgabe 51 – August 2025

Der REISSWOLF der p.machinery basiert auf einer Idee und Realisation von Ünver Hornung und Hans Tilp in den 1980er-Jahren.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2025 p.machinery Michael Haitel

Titelbild: Amy (Pixabay)

Layout & Umschlaggestaltung:  
global:epropaganda

Lektorat & Korrektorat: Michael Haitel  
Herstellung: Schalungsdienst Lange oHG,  
Berlin

Verlag: p.machinery Michael Haitel  
Norderweg 31, 25887 Winnert  
[michael@haitel.de](mailto:michael@haitel.de)  
[www.pmachinery.de](http://www.pmachinery.de)  
[www.reisswolf-magazin.de](http://www.reisswolf-magazin.de)

ISSN: 2942-1837  
ISBN: 978 3 95765 472 4

## Zur Sache

Moin.

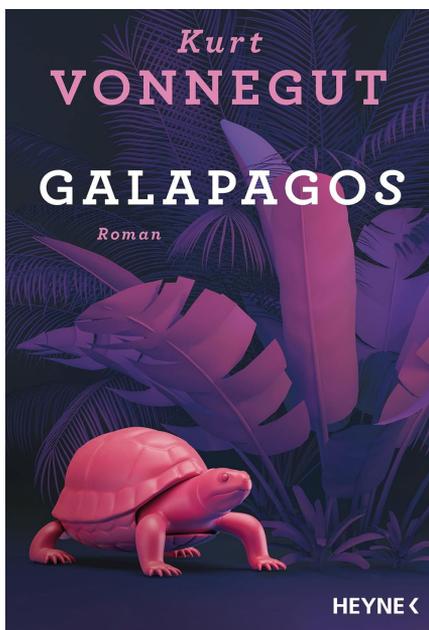
Das Jubiläum ist vorbei, das nächste ist in Sicht. Wir können diskutieren, ob es der »REISSWOLF« 75 oder erst die 100 ist. Oder beide. Es ist mir gleich. Ich mache mir keine sonderlichen Gedanken, wie weit ich den »REISSWOLF« noch bringen kann. Motiviert bin ich. Vor allem, nachdem ich nach der Rückkehr zum gedruckten »REISSWOLF« auch die Freude am Fanzinemachen – die bei der reinen PDF-Version verlorengegangen schien – wiedergefunden habe.

Wie auch immer ... Der »REISSWOLF« geht weiter. Gedruckt (in limitierter Auflage von 20 Exemplaren, bis der Bedarf steigt) und als PDF zum Herunterladen. Mit den Rezensionen als hauptsächlichem Inhalt, aber zukünftig auch mehr und mehr mit einschlägigen Interviews mit Autoren und Machern, die wir kennen oder kennenlernen möchten.

Technisch bleibt der »REISSWOLF« bei seinen rund 40 oder 44 Seiten Umfang, nachdem sich herausgestellt hat, dass der Rückenstich – für mich ein Fanzineargument – bei einem größeren Umfang mit unschönen Effekten zu kämpfen hätte. Aber gut ... das hilft auch, den bisherigen Preis von EUR 4,95 auf gleichem Level zu halten.

Schön, schön. Gehen wir es also an. Das nächste Jubiläum ...

Michael Haitel  
Winnert, 27.07.2025



Kurt Vonnegut  
**GALAPAGOS**  
 (Galapagos)

Heyne Verlag, Mai 2024, broschiert, 336  
 Seiten, ISBN3-32265-453-3-978

Der Heyne Verlag legt den 1985 veröffentlichten Roman »Galapagos« nach »Die Sirenen des Titans« ebenfalls neu auf. Wie in »Die Sirenen des Titans« nutzt der Amerikaner Kurt Vonnegut ein fast klischeehaftes Thema der Science-Fiction – die Menschheit löscht sich bis auf eine sehr kleine Gruppe zufälliger Exilanten selbst aus –, um eine existentielle Betrachtung der Menschheit beginnend mit ihren zu großen und deswegen zu Unsinn fähigen Gehirnen in einem humorvoll lakonischen Ton geschrieben zu präsentie-

ren. Der Titel bezieht sich sowohl auf die Galapagos-Inseln, auf denen die neue »Menschheit« entsteht als auch auf die Evolutionslehren Charles Darwins, welche er auf den Inseln durchgeführt hat.

Auch wenn die Handlung eigenständig und soweit man bei Kurt Vonnegut überhaupt davon sprechen kann, in sich abgeschlossen ist, verbindet der Autor geschickt mittels des Erzählers »Galapagos« mit einigen anderen seiner Bücher. So wird das Ende und teilweise der Aufstieg der Menschen aus Sicht eines Augenzeugen, aber einer Distanz von mindestens einer Million Jahren betrachtet. Der Erzähler ist der Geist Leon Trotsky Trout, dem einzigen Todesfall beim Bau des Luxus Kreuzfahrtschiffs »Bahia de Darwin«, das am Ende vor der Küste der fiktiven Galapagos-Insel Santa Rosalia stranden sollte. Leon Trotsky Trout ist der Sohn des nicht unbedingt erfolgreichen Science-Fiction-Autoren Kilgore Trout, der in einer Reihe von Kurt Vonneguts Romanen auftritt und dessen Namen eine Ableitung Theodore Sturgeons ist. Kilgore Trout tritt direkt oder indirekt in einer Reihe von Vonneguts Büchern auf, seinen einzigen publizierten Science-Fiction-Roman »Venus on the Half-Shell« hat allerdings Philip Jose Farmer 1975 verfasst.

Leon Trotsky Trout ist gerührt, als ein schwedischer Psychiater ihn fragt, ob er der Sohn des berühmten Science-Fiction-Autoren ist. Zu diesem Zeitpunkt ist die Handlung des Buches weit fortgeschritten und Kurt Vonnegut konzentriert sich vor allem unabhängig von einer Reihe chronologischer Sprünge und verbaler Exkurse auf die unfreiwillige Reise auf die Galapa-

gos-Inseln und weniger das harte Überleben nach der globalen Katastrophe. Viele Informationen über den Erzähler werden fast beiläufig in die Handlung integriert. Das obligatorische Vietnam Trauma mit der Auslöschung eines ganzen Dorfes als Rache für den Tod eines Kameraden führt Trout als Fahnenflüchtling schließlich nach Schweden, wobei er als Schweißer an dem schon angesprochenen Bau des Luxuskreuzfahrtschiffs teilnimmt, stirbt und irgendwie wieder erweckt wird. Sein Geist scheint zumindest während der Zeit der Katastrophe mit dem Schiff und seinen Fahrgästen verbunden zu sein. Auf der anderen Seite blickt er aus der ebenfalls schon angesprochenen zeitlichen Entfernung von mehr als einer Million Jahre offensichtlich nicht mehr als Mensch, sondern als ein fischartiges Wesen mit einem auf die richtige Größe zurück geschrumpften Gehirn auf die Menschheit und ihre fehlerhafte Evolution zurück. Auslöser für diese Langlebigkeit ist die Weigerung Leon Trotzky Trouts, seinem Vater durch den blauen Tunnel ins »Nachleben« zu folgen. Insgesamt viermal tritt Kilgore Trout auf und verweist auf den blauen Tunnel, durch den alle Sterbenden – und das sind in diesem Roman so viele, dass Kurt Vonnegut einzelne Charaktere mit einem Sternchen vor dem Namen alsbald verstorben zu ihren noch kurzen Lebzeiten markiert – gehen müssen. Nach dem vierten Mal verkündigt Kilgore Trout, dass dieser blaue Tunnel für mindestens eine Million Jahre nicht wieder auftauchen wird und Leon Trotzky Trout die langsame Evolution der »Menschen« auf der Insel Santa Rosalia zu

Meeressäugetieren verfolgen kann. Auch am eigenen »Leib«, wobei dieser Begriff für einen Geist von Kurt Vonnegut ambivalent und nicht konsequent genug im Roman benutzt wird.

Kurt Vonnegut nutzt die Insel-Thematik, um den Lesern aufzuzeigen, dass das zu große menschliche Gehirn mit seinem Hang zu dummen Gedanken das größte Problem ist. Die natürliche Auslese – wie von Darwin niedergeschrieben – eliminiert dieses Problem von Beginn an, da nur die besten Schwimmer nach dem Stranden des Kreuzfahrtschiffs die Insel Santa Rosalia erreichen können, und gute Schwimmer haben stromlinienförmige Köpfe und deswegen auch ein prozentual schon kleineres Gehirn. Je weniger Gehirnmasse, desto intelligenter sind die Menschen oder besser Wesen. Es ist nur eines der vielen absurden Themen, die Kurt Vonnegut in dieser »Comedy of Errors« durchdenkt. Immer kommentiert von Leon Trotzky Trout, der vielleicht nicht alles weiß, aber zumindest über alles sehr ausführlich spricht.

Kurt Vonnegut hat die globale Katastrophe als Plausch mit einem (all-) wissenden Freunde inszeniert. Das wirkt auf den ersten Blick konträr, macht aber auch irgendwie Sinn. In einem lockeren, teilweise fast geschwätzigen Stil erzählt Trout Junior von den letzten Tagen der Menschheit. Die Finanzmärkte brechen zusammen; durch eine Pandemie werden die Frauen unfruchtbar – erstaunlicherweise hat dieser Aspekt nicht die globalen Auswirkungen, an welche der Leser denken würde – und schließlich kommt es zu einem bizarren Krieg. Peru greift Ecuador

wegen der Galapagos-Inseln an, für die sich niemand seit Jahrhunderten außer Darwin interessiert hat. Dieser Krieg wird zu einer Farce. Anscheinend verfügt Peru nur über wenige Raketen, die sie gegen die Satellitenantennen einsetzen. Ecuador kann auch nicht auf seine 4 U Boote zurückgreifen, die vor Jahren Funkstille haltend abgetaucht sind und von denen niemand weiß, ob sie wirklich noch existieren. Daraus eine Weltuntergangsgeschichte zu machen, verlangt schon viel Fantasie ... vom Leser wie vom Autor. Aber diese Abfolge von katastrophalen Ereignissen dient in erster Linie Kurt Vonnegut dazu, eine Reihe von wirklich bizarren Charakteren an Bord eines Schiffes zu bringen. Ein Luxus Kreuzfahrtschiff, das auf seiner Jungfernfahrt eigentlich einen Haufen Prominente kostenlos kutschieren sollte. Diese haben wegen der politisch schwierigen Situation abgesagt. Anschließend wurde die Kreuzfahrt abgesagt, was wiederum nicht alle Reisenden mitbekommen haben.

So setzen sich die Crew und Passagiere aus bemerkenswerten, von Vonnegut bis an den Rande der Parodie und dem Slapstick entwickelten Figuren und weniger Protagonisten auseinander.

Mary Hepburn ist eine ältere Witwe, deren Mann die Kreuzfahrt gebucht hat. Zwischen der Buchung und der eigentlichen Fahrt ist er an Krebs erkrankt und verstorben. Mary Hepburn ist Lehrerin und hat ihren Schülern über Jahre Filme über die Galapagos-Inseln gezeigt. Sie wäre lieber nach Afrika gefahren. Sie wird – durch künstliche Befruchtung mittels Fingern – die Urmutter der neuen

Menschheit. Als Charakter wirkt sie allerdings eher pragmatisch eindimensional. Mit Ecken und Kanten, aber als emotionale Frau zu wenig nachhaltig entwickelt. In einigen von Kurtz Vonneguts Büchern sind die Frauen eher »unscheinbar« oder so aufgedreht, dass der Leser sie nicht ernst nehmen kann. Ihr Ende wirkt fast grotesk, auch wenn die abschließende ausführliche Erklärung zu Trouts Andeutung in diesem Augenblick sogar fast logisch erscheint.

James Wait ist ein Heiratsschwindler, der seit Jahrzehnten ältere Frauen heiratet und ausnimmt. Mary Hepburn soll sein neues Opfer werden. Fast tragisch erscheint, dass er weder mit dem Geld noch mit Mary Hepburn irgendetwas anfangen wird. Aber das sind zwei andere Themen.

Zenji Hiroguchi hat einen Übersetzungscomputer erfunden. Das Nachfolgemodell erinnert ein wenig als Alexa mit zahlreichen Zitaten und Weissagungen. Dabei handelt es sich um ein Probemodell. Zusammen mit seiner schwangeren Frau wird er auf die Kreuzfahrt eingeladen, weil ein amerikanischer Kapitalist die Erfindung frühzeitig kaufen möchte. Dieser klassisch klischeehafte Amerikaner reist statt mit seiner eigenen Yacht ebenfalls an Bord mit. Er ist Vater einer blinden Tochter, während Hiroguchis Tochter aus unerklärlichen Gründen mit Fell geboren wird. Der erste evolutionäre Schritt zurück zu weniger Gehirnmasse und einem Leben/Überleben am bzw. im Wasser.

Adolf von Kleist ist der Kapitän des Kreuzfahrtschiffs. Zumindest auf dem Papier. In Wirklichkeit hat er keine Ahnung

von Nautik, nur durch die Katastrophe auch keine Besatzung mehr, um das Schiff steuern zu lassen. Adolf von Kleist ist einer der tragischen Charaktere, die dem Leser eher wegen ihrer Lebensunfähigkeit im Gedächtnis bleiben als wegen ihrer (passiven) Handlungen.

Die Kana-Bono-Mädchen sind in Wirklichkeit Kannibalen aus dem Amazonas-Dschungel. Sie wurden von einem Priester in die Zivilisation gebracht, wo sie sich als Diebe durchschlagen. Da sie die Traditionen ihres Volkes in den Genen tragen, sollen sie als Tanztruppe die prominenten Gäste nach der Ankunft am Flughafen in Ecuador unterhalten. Sie landen ebenfalls durch einen Zufall an Bord des Kreuzfahrtschiffes, nachdem die Zivilisation zusammengebrochen und alles geplündert worden ist. Sie werden die Mütter der neuen Menschheit darstellen, künstlich befruchtet durch den schon angesprochenen Finger.

Es gibt noch eine Reihe anderer interessanter, aber auch bizarrer Nebenfiguren. Kurt Vonnegut hat sich so sehr in die Handlung seiner Geschichte verliebt, dass er sich bis weit über die Hälfte des Romans vor allem auf die kleinen Begebenheiten, Zufälligkeiten, Anekdoten und Rückblicke konzentriert, das die Handlung im wahrsten Sinne des Wortes zum Stocken kommt. Vieles wird eher nebenbei erläutert. Manchmal müssen auch die zahlreichen Zitate unterschiedlicher Schriftsteller, Philosophen, Schauspieler oder Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens aushelfen, um einzelne Sequenzen weniger getragen, sondern dynamisch, komisch erscheinen zu lassen. Das Spekt-

rum reicht von Anne Frank über Benjamin Franklin oder Plato bis zu William Shakespeare, Charles Dickens, Joseph Conrad, Samuel Butler, T. S. Eliot und natürlich Charles Darwin. Manche »Zitate« wirken in der jeweiligen Umgebung absurd und greifen den Alexa-Ausflüchten perfekt voraus. Auch wenn sich Kurt Vonnegut in diesem Roman kleinere Gehirne für seine Menschen wünscht, sieht er Maschinen nicht als Alternative in dieser überdrehten Version der Arche Noahs an.

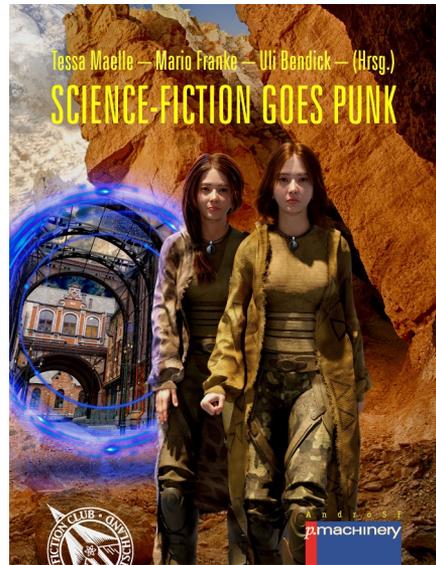
Positiv ist, dass einige der Nebenfiguren wie der unscheinbare Soldat Delgado nicht um ihrer selbst willen entwickelt worden sind, sondern als verbindendes Element mittels krimineller Handlungen einzelne Sequenzen entweder initiieren oder abschließen. Hinsichtlich der Dynamik der Handlung und der progressiven Entwicklung des Plots tragen diese Cameo-Auftritte mehr Verantwortung auf den Schultern als die narzisstischen, egozentrischen und sich meistens um sich selbst bewegenden Hauptfiguren. Kurt Vonnegut liebt es aber auch, literarischen Gott zu spielen, wie die Sterbe Sternchen vor den Namen einzelner Figuren beweisen. Bei einigen über einen längeren Abschnitt entwickelten Figuren tritt der »Tod« so schnell ein, dass der Leser diese Szenen mindestens zweimal gründlich lesen muss, um es entsprechend einzuordnen.

Der nicht immer leicht zu goutierende Humor in der Monty Python Tradition mit einigen grotesken, vielleicht für zartbesaitete Gemüter geschmacklosen Szenen ist nicht jedermanns Sache. Im direkten Vergleich zu Kurt Vonneguts ersten Romanen, in denen die Handlung vor Ideen, aber

auch einem kontinuierlichen Plot förmlich übergequollen ist, wirkt der Autor in »Galapagos« wie der nette Großvater im Lehnstuhl, der unbedingt und koste es, was es wolle, seine Geschichte loswerden möchte. Dafür hat er mit Kilgore Trouts Sohn ein Alter Ego erschaffen. Den unzuverlässigen Erzähler, dem im Grunde die Details an der Flosse vorbeigehen, weil alles, was er hier an Handlung zusammenrafft, sowieso schon mindestens die mehrfach angesprochene ein Million Jahre her ist.

»Galapagos« ist vielleicht die am meisten verklärte, romantische und irgendwie auch lachhaft-lächerliche Geschichte des Untergangs der alten und dem Aufstieg der neuen Menschheit, die wie ein Seemannsgarn hin und her schwankend erzählt wird. Die zahlreichen, an einigen Stellen zu vielen Zitaten – teilweise um ihrer Selbst willen und nicht um die asynchrone Handlung zu beschleunigen – irritieren mehr als das sie wirklich helfen. Am ehesten wird ein Leser »Galapagos« gerecht, in dem er Vonnegut einfach mit einem Lächeln auf den Lippen in dieser bizarren Geschichte folgt und nicht zu viel über die zahlreichen handlungstechnischen Ecken und Kanten nachdenkt. Weltuntergänge sind eben nicht logisch. Wie die Menschen, die sie verursachen.

*(Thomas Harbach)*



Tessa Maelle, Mario Franke, Uli Bendick (Hrsg.)

### SCIENCE-FICTION GOES PUNK

Ein Streifzug durch die rebellischen Genres der Science-Fiction von Atompunk bis Walpunk

AndroSF 209, p.machinery, Winnert, Dezember 2024, 214 Seiten, Paperback (176 x 232 mm), ISBN 978 3 95765 434 2

Ursprünglich sollte die Anthologie wahrscheinlich im Hirnkost Verlag erscheinen. Die Kombination aus thematisch verbundenen Geschichten und entsprechenden Zeichnungen entspricht diesem Konzept. Die drei Herausgeber Tessa Maelle, Mario Franke und Uli Bendick haben ihren literarischen Komplizen allerdings deutlich mehr als nur ein Thema mit auf den Weg gegeben. Zwei Charaktere, die mindestens als Nebenfiguren, in jeder Geschichte auf-

treten müssen. Dazu ein Gimmick, das es ihnen ermöglicht, von einer »Welt« zur nächsten zu springen. Anschließend haben die Autoren freie Hand, wobei Sebastian Steffens als erster Staffeltträger noch auf Tessa Maelles Vorgeschichte zu reagieren hatte.

Die Herausgeber haben anschließend die Geschichte zu Blöcken zusammengestellt. Jeder Block ist eine Art Punksubgenre. Das wirkt allerdings bemüht, zumal die Einleitungen stellenweise für langjährige Genrefans einfach absurd erscheinen und die erwähnten Bücher, Fernsehserien oder Kinofilme nach dem Motto »Reim dich oder ich fress sich« zusammengestellt worden sind. Der Leser sollte die Einleitungen also relativ gelassen angehen und den Kopf schütteln, zu welchen Wortkomplexen die Menschen fähig sind.

Der Running Gag, der von den Herausgebern leider furchtbar ernst genommen wird, wird schon mit der Einleitung eröffnet, bei der auch dieser Facette der Science-Fiction eine Punk-Art mehr oder minder mit der Brechstange zugeordnet wird. So ist die Rahmenhandlung gleichzeitig »Portal-Punk«. Tessa Maelle hat sowohl den Prolog wie auch den Epilog geschrieben. Im Prolog erfährt der Leser, wie die beiden Zwillinge Juna und Maja in einem verlassenen Haus auf der Suche nach Lebensmitteln die Münze finden. Berühren sich beide Teile, dann geht es in die nächste Welt. Anscheinend wie bei »Sliders« einen Schritt zur Seite und sowohl die Zeitachse entlang wie auch durch den Raum, denn eine der frühen Geschichten dieser Anthologie spielt auf dem Mars. Der Leser erfährt nur wenig über die Aus-

gangswelt. Auf sich alleingestellte versuchen Juna und Maja in einer Welt zu überleben, die nicht weit von der ersten Geschichtstrilogie des Atompunks entfernt ist.

Die erste und dritte Geschichte des postapokalyptischen Blockes sind enger miteinander verzahnt als Achim Stöbers Stillleben. Jeder der einzelnen Abschnitte des Buches führt kurz in das betreffende Subgenre ein, fasst wichtige Aspekte der Science-Fiction zusammen und präsentiert eine allerdings sehr oberflächliche, teilweise auch verstörend beiläufige Präsentation wichtiger Werke. Damit wird ausgesprochen viel Potenzial verschenkt.

In Sebastian Steffens »Unüberwindlich« landen die beiden Schwestern zum ersten Mal in einer anderen Welt und sind nicht zum letzten Mal räumlich getrennt. Ein elektrischer aufgeladener hoher Zaun trennt die beiden. Sie entschließen sich, dem Zaun zu folgen. Dabei landet eine der Schwestern in einer unterirdischen Bunkeranlage und wird mit den Folgen einer automatischen Kriegsführung konfrontiert. Wie in Herbert W. Frankes Romanen aus den Sechzigerjahren ist nicht mehr wirklich erkennbar, wer Freund oder Feind ist. Hier folgt der Autor den gegenwärtigen politischen Strömungen. Auf jede potenzielle Aktion – anscheinend ein wiederkehrendes Ereignis – soll beim Überschreiten einer bestimmten »Stelle« eine Reaktion folgen. Das Finale wirkt ein wenig zu pragmatisch. Im richtigen Moment am richtigen Ort mit den medizinischen Kenntnissen geholfen und schon geht der Rest von ganz alleine. »Unüberwindlich« könnte sich als Titel sowohl auf den ho-

hen Zaun wie auch die Barrieren im Kopf der Maschinen und den von ihnen kontrollierten Menschen in den unterirdischen Anlagen beziehen.

Auch in der dritten Story »Der ewige Kreislauf« (Mathias Mormul) landen die beiden Schwestern in einer Welt, in welcher sich ein Teil der Bevölkerung vor dem unmittelbaren Einschlag der Atomraketen unter die Erde verzogen hat. Irgendwann sind die Tieflinge wieder aufgetaucht und stehen jetzt in einem direkten Konflikt mit den Menschen auf der Oberfläche, die sich wegen ihres harten Loses ein wenig mehr Hilfe erhofft haben. Auch hier wirkt die Handlungsführung angesichts des für eine Kurzgeschichte zu komplexen Plots mit zwei Handlungsebenen zu simpel, zu sehr auf das natürlich notwendige Ende – die beiden Schwestern müssen zur nächsten Welt – hin konstruiert. Dabei streift der Autor mit Vorurteilen und Vorverurteilungen; mit Neid und Missgunst, aber auch Paranoia den anderen Menschen gegenüber eine Reihe von sehr relevanten und zeitlosen Themen. Es sind die Nebenfiguren, welche teilweise effektiver charakterisiert worden sind als die Hauptpersonen.

Thematisch ist Achim Stöbers »Grauer Schnee« eine logische Fortsetzung der beiden Geschichten, zu einem Stillleben entwickelt. Da es aber keine Bunker und im Grunde bis auf die drei Menschen am Lagerfeuer, denen die beiden Schwestern begegnen, auch keine Menschen mehr gibt, ragt die Story atmosphärisch aus den beiden anderen, deutlich dynamischeren und weniger philosophisch intellektuellen Geschichten heraus. Im Grunde passiert nicht

viel und der Leser fragt sich, warum die Schwestern überhaupt nach dem ersten Abend am Feuer noch weitere gesundheitliche Risiken eingehen, anstatt gleich in die nächste Welt zu springen. Auffällig ist, dass Achim Stöber statt eines Plots eine Menge Infodump buchstäblich über den Lesern ausbreitet. Das reicht von einigen Exkursionen in die frühe Entwicklung von Atombomben bis hin zur zu widerlegenden These, dass mehr Kriege von Männern statt Frauen angefacht worden sind. Das liest sich alles fließend, aber auch sehr selbstgefällig, sodass der poetische Titel dem Inhalt der Story nicht wirklich gerecht wird.

Unter dem Begriff »Biopunk« finden sich ebenfalls drei Geschichten allerdings sehr unterschiedlicher thematischer Ausrichtung. In »Der letzte Versuch« (Peter Mack) werden die Zwillinge nur erwähnt. Eine Mutter hat es geschafft, ihre Tochter zu einer Expedition in die Weiten des Mars mitzunehmen. An Bord eines kleinen Bodenfahrzeugs sollen sie entlang der Route versuchen, Leben auf dem toten Planeten auszusäen. Zwischen Mutter und Tochter gibt es die üblichen familiären Konflikte, wobei die Tochter vor allem an den Feierlichkeiten des Marslandetags in ihrer Siedlung teilnehmen möchte; die Mutter überlegt, ein Angebot zur Rückkehr auf die Erde anzunehmen. Peter Macks Charaktere sind überzeugend, mit ein wenig Ironie fügt der Autor einige Besonderheiten des Lebens auf dem Mars hinzu. Am Ende nähern sich Mutter und Tochter von ihrer jeweiligen Seite an, sodass »Der letzte Versuch« – auch hier findet sich eine zufällige Lösung – zu den positiven Überraschungen dieser Sammlung gehört.

Friedhelm Schneidewind greift in »Tod im Eis« aktuelle Themen auf. Die Zwillinge landen wieder in einer unwirtlichen Eislandschaft. Dieses Mal sind die in den Bergen gelandet und finden eine Forschungsstation. Aus den vorhandenen Aufzeichnungen können sie entnehmen, woran die Menschheit durch einen Zufall gescheitert ist. Die Grundidee mit der Gefahr aus dem ewigen Eis ist nicht unbedingt neu, aber mittels Computer- und Tagebuchaufzeichnungen zeichnet der Autor ein dunkles, kurzweiliges Bild dieser viel näher an der Gegenwart liegenden Zeit, als es manchem Leser lieb ist.

Stilistisch expressiv versucht sich Rainer Schorm in »Skip« an einer originellen Idee der Gehirn- bzw. Persönlichkeitsübertragung. Die von ihm beschriebenen Schwierigkeiten kann der Leser sehr gut nachvollziehen. Die beiden exzentrischen Charaktere, auf welche die beiden Zwillinge in ihrem Labor treffen, bleiben schematisch und ein wenig blass. Die Idee, dass die Münze ein Schlüssel zur relativen Unsterblichkeit ist, wirkt aufgesetzt, zumal plötzlich die Münze ja nicht nur ein Weltenverschiebungsobjekt ist. Unabhängig von diesen Schwächen ist die schon angesprochene Schwierigkeit, ein Gehirn in seiner funktionalen Komplexität zu kopieren und nicht nur eine Momentaufnahme zu machen, die beste Idee dieser Story.

»Clock Punk« wäre dann eine klassische Zeitreisegeschichte. Davon findet sich auch nur eine Story in dieser Sammlung. Bei Johann Seidels »Räderwerk der Zeit« landen die beiden Zwillinge in der Asservatenkammer der kirchlichen Inquisition des Jahres 1488. Sie bekommen mit,

dass Leonardo da Vinci verhaftet werden soll, und eilen zu seiner Rettung. Johann Seidel impliziert, dass die Zwillinge den brillanten Erfinder mittels eines Geschenks auf seinem weiteren Weg angeleitet haben. Ein hohes Tempo zeichnet die Story aus, die Begegnung mit da Vinci ist sicherlich der Höhepunkt, das Ende mit der Reise in die nächste Welt keine wirkliche Überraschung. Unter diesem Schema leiden mehr und mehr Geschichten. Die einzelnen Storys wirken wie Abstecher in eine neue Welt, ohne dass sich wirklich ein zufriedenstellender Handlungsstrahl entwickelt. Peter Macks »Der letzte Versuch« hat bislang überdeutlich gemacht, dass die Zwillinge in den Hintergrund gedrängt die Kreativität der Autoren nicht mehr einschränken.

Lustig wird »Concrete Punk«. »Peripheres Grau« von Silke Brandt hätte auch ohne Probleme dem nachfolgenden »Cyberpunk«-Abschnitt zugeordnet werden können. Es ist auch gleichzeitig die erste von mehreren Geschichten, in denen einer der Zwillinge die Kontrolle über seinen Münzteil verliert und damit die Gefahr heraufbeschworen wird, in dieser natürlich ungastlichen Welt zu bleiben. London von außen bedroht. Die brüchigen Reste sind eher eine Enklave, während draußen die Maschinen moderne Wohnanlagen errichten und den Lebensraum der wenigen verbliebenen Menschen drinnen einengen. Die Zwillinge werden als Eindringlinge verhaftet und verhört. Sie bieten einen fairen Handel an, um wieder an den zweiten Teil der Münze zu bekommen. In einer anderen Geschichte dagegen betrügen und belügen die Zwillinge Helfer, um wieder an die Reisemöglich-

keit zu kommen. Am Ende überschlagen sich die Ereignisse und die Mädchen können fliehen, während die Protagonistin Mära einer ungewissen Zukunft entgegenschaute. Die einzelnen Hindernisse werden nicht nur in dieser Story zu leicht aus dem Weg geräumt. Silke Brandt ist nicht die einzige Autorin, die an der Balance zwischen einem originellen Hintergrund und einer wirklich überzeugenden Handlung scheitert.

In Marianne Labischs »Ikias Flucht« – der erste von drei »Cyberpunk«-Beiträgen – stehen die Nebenfiguren im Mittelpunkt der Geschichte. Ikia ist eine junge Frau, die einen zwielichtigen Zwischenhändler Ratty um einen Gefallen gebeten hat. Er berichtet ihr, dass zwei junge Frauen in die von Big Boss kontrollierte und in sich abgeschlossene Enklave eingedrungen sind. Sie werden ohne Bewachung in einem Keller festgehalten. Big Boss Name alleine soll sicherstellen, dass sie nicht befreit werden. Ratty und Ikia versprechen sich von der Befreiung der jungen Mädchen selbst eine Fluchtmöglichkeit. Am Ende dieser geradlinigen Geschichte kommt es allerdings ein wenig anders. Die Zwillinge sind eher als Katalysator der im Titel angesprochenen Flucht zu verstehen. Fast alles geht nicht nur in dieser Geschichte zu simpel vonstatten. Natürlich verändert das Auftauchen der Mädchen aus dem Nichts vieles in den etablierten Welten, von denen der Leser jeweils nur ein Bruchstück sieht. Aber die Autoren machen aus der grundlegenden Konstellation zu wenig, sodass sich unabhängig von dem fiktiven Subgenre zu viele Wiederholungen einschleichen.

Auch in den beiden anderen Cyberpunk Storys geht es vor allem um Aktion, aber auch die Rettung der Zwillinge aus schwierigen Situationen. In Michael Sperlings »Schattentanz der Toten« fallen dem Söldner Ash die plötzlich auf der Tanzfläche eines Techno Clubs mit angeschlossener Psychoberatung erscheinenden Zwillinge auf. Er rettet sie und bringt sich zu sich nach Hause. Der Leser ahnt schon die erste Schwierigkeit. Eine Hälfte der Münze ist weg, liegt noch auf der Tanzfläche. Wie gut, dass der Söldner sich entschlossen hat, auf eine Selbstmordmission zu gehen, um seine ermordete Freundin zu rächen, und wie weiterhin gut ist es, dass der Ort ihres Auftauchens Anfang und Ende zugleich ist. Die Handlung ist stereotyp. Die Zeichnung von Ash, dem trauernden nihilistischen Söldner, deutlich gelungener. Ein Vorläufer des Cyborgs, eine Kampfmaschine mit einem Herzen aus Gold. Die Action ist brutal, was den Cyberpunk ja grundsätzlich auszeichnet.

Ein wenig origineller ist vom Hintergrund her Marco Rauchs »Software«. Auch hier muss einer der Zwillinge gerettet werden. Dieses Mal ist es zumindest nicht die Münzhälfte, die verschwunden ist. Im Laufe der Rettung durch Xio stellt sich heraus, dass erstens diese Welt nicht so ist, wie sie erscheint und zweitens diese Welt einen relevanten Hintergrund hat. Mit diesen beiden Hintergrundinformationen hebt Marco Rauch nicht nur den ansonsten stringenten Plot aus der Masse vergleichbarer Geschichten heraus, sondern entwickelt allerdings auf zu wenig Raum einen interessanten Gegenentwurf

nicht nur zum zynischen Cyberpunk, sondern einigen Subgenres der Menschheit. Um die Menschen vor sich selbst und einer weiteren Zersetzung ihrer Umwelt zu retten, müssen drastische Mittel ergriffen werden.

Ein Beitrag zum Dieselpunk – »Shangri-La« von Diandra Linnemann – nutzt ebenfalls die inzwischen bekannte Idee der verlorenen gegangenen Münze, baut sie aber gänzlich anders in die Handlung ein. In dieser industriellen Welt müssen die Zwillinge dem Ladyboss – sie besitzt das wichtigste Konglomerat auf dieser Welt, hat aber in der Politik Feinde – einen Gefallen tun und auf eine Mission gehen. Die Stärke in Diandra Linnemanns Geschichte mit einem pointierten, passenden, aber für die Beteiligten erst spät erklärten Titel, liegt in dem Spiel mit den Klischees. Held und Schurke treffen aufeinander und doch sind die Rollen gänzlich anders verteilt. Während in den anderen Geschichten das verlorene Münzteil – die Herausgeber hätten den Autoren ab einem bestimmten Zeitpunkt die Texte zur Überarbeitung zurückgeben müssen, um dieses inzwischen ungläubwürdige und sich bei vollem Bewusstsein stetige Szenario zu glätten – geborgen oder »gejagt« werden muss, ist es hier Teil einer Belohnung. Das Geheimnis hält die Autorin lange genug überzeugend zurück, sodass »Shangri-La« trotz eines exotischeren Hintergrunds und auf den ersten Blick bekannten Handlungsmustern aus zahlreichen vergleichbaren Storys dieser Sammlung positiv herausragt.

»Gaia, allein« (Maximilian Wust) unterstreicht, dass man die inzwischen fast un-

erträgliche Ausgangssituation – die halbe Münze ist weg – originell erzählen kann. Die beiden Schwestern tauchen auf einer Wüstenwelt auf. Hinsichtlich des Gesamtkonstrukts fragen sie sich, warum die Münze sie immer an einem relativ sicheren »Ort« – also nicht über offenen Wasser oder mehrere Hundert Meter oberhalb der Planetenoberfläche ohne Flugzeug sowie im All – absetzt. Die Theorien werden abschließend nur wenig extrapoliert. Allerdings ist die Begegnung mit einer Nano-Zivilisation, die sich mit den Begriffen wir und ich auseinandersetzen muss und die keine Gefühle kennt überzeugend entwickelt. Maximilian Wust geht auch auf die Bedürfnisse einer der beiden Zwillingsschwestern ein, die einen perfekten Partner gefunden haben könnte. Zumindest in der Theorie. Ob aus einem Kuss ein derartig tief greifender Konflikt eines von Logik besessenen Volks entstehen kann, muss der Leser für sich selbst entscheiden. Aber die Auflösung der bekannten Prämisse ragt positiv aus der Masse der Geschichten heraus.

Auch den Nekropunk präsentiert Maximilian Wust mit einer zweiten Story: »In einem Haus ohne Fenster« geht ebenfalls auf die geheimnisvolle und bislang nicht erforschte Energie der Münze ein. Es handelt sich zwar um einen Prototyp, aber der erst im Prolog gefundene Kasten war leer. Maximilian Wust geht auf die Idee ein, dass es also mehr als ein paar aktive Münzen gibt. In einer Welt der lebenden Toten, der Nekromantie interessiert sich der heimliche Herrscher für die Kraft der Münze, während eine der beiden Schwestern beim Entführungsversuch »getötet«

worden ist und wiedererweckt werden muss. Die Geschichte ist deutlich bizarrer aufgebaut. Insbesondere während des Höhepunkts finden sich eine Reihe von bizarren Szenen, die als Comic oder Fernsehserie wahrscheinlich zu schockierend gewesen ist. Maximilian Wust unterstreicht in seinen beiden Storys noch einmal die durchgehende Stärke der Autoren. So sehr sie an den stereotypen Handlungsverläufen auf einem noch zufrieden stellenden Niveau scheitern, die meisten der von ihnen entworfenen Welten sind interessant, dreidimensional, verstörend barock oder wie bei Achim Stöbers »Grauem Schnee« melancholisch verstörend.

Tee kann man auch trinken, wie Saskia Dreßler in »Koi gegen die Schildkröte« beweist. Die Schwestern befinden sich nicht alleine in einem Gefängnis an Bord eines Flugschiffs/Raumschiffs, das die Form eines gigantischen Kois – die Titel – hat. In ihrer Zelle befindet sich mit Kameko eine weitere Gefangene. Die Schwester werden befragt, ob sie den Teepiraten kennen. Wer zwischen den Zeilen liest, kann den weiteren Verlauf der Geschichte erahnen. Aber Saskia Dreßler gelingen eine Reihe von cineastischen Bildern, die in ihren Details nicht unbedingt neu sind, die aber gut unterhalten. Dabei bewegt sie sich stellenweise an der Grenze zum Klischee, wie Kamekos Abgang zeigt. Aber die pointierten Dialoge und diese fremdartig exotische, aber auch zugängliche Welt ihres futuristischen Silkpunkts sowie der Verzicht auf die immer wieder angesprochenen Schemata – keine verlorene Halbmünze – machen die Story zu einer interessanten Lektüre.

»Die Reise der Shamrock« (Claas Gerald Geerdsen) funktioniert auch ohne die Zwillinge. Ein Mann befindet sich im Grunde auf einer Selbstmission zu den Asteroiden, um dort Rohstoffe zu bergen. Er muss für die medizinische Versorgung seines im Koma liegenden Bruders aufkommen. Die meisten Menschen sind nur noch Leibeigene, welche die eigenen Schulden oder die Schulden der Eltern abarbeiten. Die Zwillinge tauchen (nach dem Mars) zum ersten Mal außerhalb der Erde auf. Natürlich reichen die Vorräte an Bord des Raumschiffs nicht. Zusätzlich kommt es an Bord zu seltsamen Phänomenen, die in einem engen Zusammenhang mit der eigentlichen Mission stehen und der Ich-Erzähler (auch eine Seltenheit in dieser Anthologie) für existenzielle Entscheidungen stellen. Neben der guten Zeichnung des Ich-Erzählers, der unverschuldet in dieser Situation steckt, entwickelt Claas Gerald Geerdsen ein interessantes First-Contact-Szenario, das auf der einen Seite Türen öffnet, auf der anderen Seite aber auch einen Ausweg darstellt.

Auch »SteamGarden« könnte auf die Zwillinge verzichten. In Tessa Maelles Story landen die beiden Mädchen – inzwischen haben sie ihre Münzen mit Bändern vor dem Verlust gesichert – in einer viktorianischen Steampunk-Zeit. Das Blühen einer besonderen Blüte steht bevor. Dieses Ereignis sichert dem Kaiser seinen Einfluss, seine Macht in der grotesken Gesellschaft, auch wenn es dem kommunistischen Gedanken folgend auf dem breiten Rücken eines Arbeiters erfolgt. Neben den ungewöhnlichen Beschreibungen funktioniert der revolutionäre Plot auf ei-

ne stringente Art und Weise. Sobald die Zwillinge nicht im unmittelbaren Zusammenhang mit der Handlung stehen, fühlen sich einige der an dieser Anthologie beteiligten Autoren deutlich freier und deren Texte wirken auch origineller.

Marco Rauchs zweite Geschichte »II Hardware« präsentiert abschließend eine Idee, welche er schon in seinem ersten Text angewandt hat. Das ist ein wenig schwach, auch wenn der hintergründige Plot erstens zur Geschichte passt, aber zweitens die Zwillinge nicht entsprechend reagieren. Es wirkt, als wenn die beiden Storys unabhängig voneinander geschrieben worden sind und nicht in einen Fugenroman passen sollten. Die Zwillinge landen auf einer Müllhalde, wo sie von einem geistig einfachen, aber herzenguten Cyborg gerettet werden. Allerdings müssen die Zwillinge am Ende eine schwere Entscheidung mit treffen, die irgendwie gegen und gleichzeitig auch für ihn ist. Das Szenario isoliert von der ersten Geschichte ist packend, der Hintergrund gut beschrieben und vor allem Marco Rauchs Nebenfiguren in dieser Anthologie/Hauptfiguren in den jeweiligen Geschichten wie Xio in »Software« und Marek in »II Hardware« bleiben dem Leser länger als die Zwillinge in Erinnerung.

Der Übergang zwischen den Welten ist in Gard Spirilins »Nikola« deutlich schwieriger und sie begegnen mit dem Konkurrenten Edisons Nikola Tesla auch der Inkarnation einer historischen Persönlichkeit, wie die Einführung deutlich macht. Alles in dieser Welt soll zu Energie werden. Die Geschichte besteht in erster Linie aus der Begegnung mit dem exzentrischen

Erfinder und der von ihm persönlich gestalteten Welt, ist aber atmosphärisch stimmig, und da auf die bisherigen Klischees – halbe Münze oder eine der beiden Schwestern weg – verzichtet wird, handelt es sich um ein interessantes, bizarres Stillleben, aus der Sicht des Elektroschöpfers erzählt.

Rhea Schmidts Walpunk-Geschichte »Redemption« beendet die Anthologie. Juna und ihre Schwester landen im Milieu der Walfänger. Das Ziel ist ein großes Ungeheuer, das bislang mehr als einhundert Schiffe versenkt hat. Der Plot wirkt für die Länge der Geschichte intensiv, am Ende überschlagen sich die Ereignisse zu sehr, aber Rhea Schmidt reiht sich in die schmale Phalanx von Autoren ein, die nicht auf stereotype Verfolgungsmuster zurückgreifen. Die Schwestern sind nicht getrennt und die Halbmünzen an Bord.

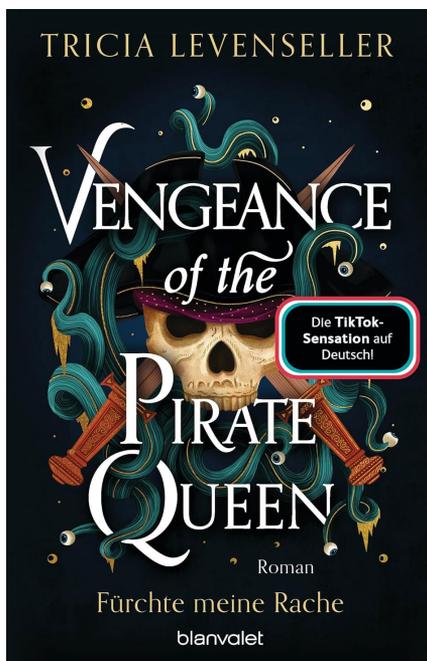
Tessa Maelle führt in ihrem Epilog die beiden Schwestern zu einem Ziel, das sie sich ersehnten, aber nicht erahnen konnten. Dem Leser werden einige zusätzliche Erklärungen angeboten, welche einige der hier versammelten Autoren in ihren Texten andeuten konnten. Es ist ein zufriedenstellendes Ende inklusiv einer finalen Herausforderung.

Die Geschichten sind in unterschiedlichen Stilrichtungen von Mario Franke und Uli Bendick illustriert worden. Die beiden Künstler haben sich Mühe gegeben, einen besonderen Moment der jeweiligen Story grafisch umzusetzen. Manchmal ziehen den Leser die Bilder mehr in ihren Bann als die zugrunde liegenden Geschichten.

»Science-Fiction Goes Punk« ist schwer zu beurteilen. Unfair ist es, diesen Ge-

schichtenroman mit den bisherigen Anthologien im Hirnkostverlag zu vergleichen. Die Themen waren deutlich aktueller, mahrender und dunkler. »Science-Fiction Goes Punk« entspricht eher einer amerikanischen Fernsehserie in der »Anything Goes«-Manier. Augen zu und buchstäblich durch. Keine der Geschichten ist stilistisch schwach. Keiner der jeweiligen Hintergründe zu unglauwürdig, zu eindimensional gezeichnet. Viele der Texte verfügen zusätzlich über interessante Nebenfiguren. Selbst die beiden Zwillinge interagieren gut und ergänzen sich hinsichtlich ihrer Stärken. Angesichts der Herausforderungen werden sie nicht unrealistisch beschrieben. Und doch konnten sich einige der eingeladenen Autoren nicht aus dem Korsett oder vom Ballast befreien. Zu viele Texte sind strukturell zu ähnlich, die Herausforderungen – Schwester oder Halbmünze... egal. Hauptsache einen Moment weg – wiederholen sich. Wahrscheinlich ist es am Besten, die Anthologie über einen sehr langen Zeitraum zu lesen, damit die einzelnen Geschichten sich wieder besser voneinander abheben. In rascher Folge hintereinander gelesen kommt das Gefühl der Wiederholung und dadurch leider auch eine gepflegte Langeweile auf. Es ist schade, dass viele der Autoren nicht den Mut der Wenigen gehabt haben, die Schwestern an den Rand zu drängen und einfach eigene Storys von den zahlreichen wunderbaren Welten zu erzählen, durch welche der Leser dann wieder an der Seite der beiden Mädchen reist.

*(Thomas Harbach)*



Tricia Levenseller

**VENGEANCE OF THE PIRATE QUEEN – FÜRCHTE MEINE RACHE**  
(Vengeance of the Pirate Queen – 2023)

Aus dem amerikanischen Englisch von  
Frauke Meier

Blanvalet Verlag, Februar 2025, Paperback,  
398 Seiten, ISBN 978-3-7341-6390-6

Willkommen zurück in der Welt der Piratinnen – ja, wer die beiden vorherigen Romane nicht kennt, der wird jetzt stutzen. Üblicherweise sind die Freibeuter der Meere an Bord ihrer Segelschiffe doch vornehmlich männlich besetzt, der weibliche Part erschöpft sich auf die Rolle der Damsel in Not.

Nicht so bei Tricia Levenseller. In deren ersten beiden Titeln der »Pirate Queen Saga« lernten wir Alosa, Tochter des Piratenkönigs und Abkömmling der Königin der Sirenen, kennen. Wir begleiteten sie auf der Suche nach dem Schatz der Sirenen, bei der Befreiung ihrer Mutter und der finalen Auseinandersetzung mit dem despotischen Vater.

Im dritten, die kleine Reihe abschließenden Band wechselt Levenseller die Erzählerin. Statt Alosa darf dieses Mal Sorinda, die sich üblicherweise eher mit scharfem Stahl um die Feinde ihrer Piratenkönigin kümmert, auf große Reise gehen. Die Assasine befehligt als Captain ihr eigenes Schiff – bezeichnenderweise »Vengeance« getauft – und soll drei verschollene Spioninnen Alosas suchen und retten.

Diese waren auf den Landkönig angesetzt – die Spur führt in den hohen, kalten Norden. Gut, dass Sorinda verlässliche Freunde, wie etwa den Steuermann Kearan, hat. Seit sie ihm das Trinken abgewöhnt hat, ist er in sie verschossen. Etwas, das ihr so gar nicht recht ist, weckt es doch etwas Unbekanntes in ihr – Gefühle. Ungeplant stößt auch die vorlaute Teenagerin Roylyn, zunächst als blinder Passagier, dann als Besatzungsmitglied, zur Mannschaft.

Schon auf der Fahrt gen Norden macht die Crew unliebsame Bekanntschaft mit einem tentakelbewehrten Leviathan der Meere, der ihre Crew dezimiert und der nur unter großen Opfern und mit viel Mühe ausgeschaltet werden kann.

Dann stoßen sie auf ein fremdes Schiff mit einer Besatzung, deren Sprache sie

nicht verstehen. Die Kugeln, die das Schiff auf sie abfeuert, verstehen sie umso mehr – es gelingt ihnen mit Ach und Krach, an Land zu gehen, jetzt aber sind sie in fremden Gestaden gestrandet ...

Tricia Levenseller war mir vor der Lektüre der Piraten-Trilogie, durch ihre bei cbt erschienene Dilogie um die »Sisters of the Sword« bekannt.

Vorliegend präsentiert uns Blanvalet, nachdem das Buch bereits vorab bei der Bücherbüchse als Hardcover-Ausgabe mit Buchschnitt veröffentlicht wurde, den Abschluss ihrer etwas anderen Piraten-Saga.

Und was war das doch für eine tolle Reise, auf die uns die Autorin mitgenommen hat. Geschickt inkludierte sie klassische Versatzstücke des Freibeuter-Topics, reicherte sie mit ein klein wenig Magie an und setzte toughere Frauencharaktere an das Ruder. Natürlich darf ein klein wenig Romantik nicht fehlen – dass ausgerechnet diese Szenen am unglaublichsten wirken, sei erwähnt.

Ansonsten wartet wieder jede Menge Abenteuer auf uns Leserinnen und Leser. Seestürme, Meereseungeheuer, Seegefechte, fiese Gegner, mutige Frauen, die sich diesen stellen und Geheimnisse satt. Das hat hohen Unterhaltungswert, richtet sich an ein jugendliches sowie erwachsenes Publikum. Die Figuren selbst sind klar definiert und recht eindimensional gezeichnet. Einzig unsere Assasinin wird ein wenig tiefgründiger beschrieben, steht sich oft selbst im Weg, bis sie ihre innere Unsicherheit überwindet.

Der Wechsel der Perspektive hin zu Sorinda tut der Trilogie gut. Die neue Prota-

gonistin bietet einen erfrischend anderen Blickwinkel auf die Welt, mit ihr zusammen rücken andere, zwar schon bekannte Figuren aus der zweiten Reihe ins Rampenlicht, schlägt der Plot eine andere, ein wenig ernstere Richtung ein.

Alles in allem ein rasanter Ausflug an Bord eines Dreimasters in die Welt der Korsarinnen, der die kleine Reihe durchaus befriedigend zu einem Schluss bringt.

(Carsten Kuhr)

T. Kingfisher (Ursula Vernon)

**WAS DIE TOTEN BEWEGT**

(What moves the dead, USA, 2022)

Aus dem Amerikanischen von Elena Helfrecht

Cross Cult Entertainment, Ludwigsburg, 2024, Hardcover, 192 Seiten, ISBN: 978-3-98666-457-2

Ein sorgenvoller Brief von Madeleine Usher veranlasst den ehemaligen Soldaten Alex Easton, den Weg zum Anwesen der Familie anzutreten, um der alten Freundin beizustehen. Ihr Bruder Roderick ist ein alter Kriegskamerad von Easton, sodass dieser von einem familiären Wiedersehen ausgeht. Doch bereits die Umgebung des »Hauses Usher« macht auf den Ankömmling einen bedrückenden Eindruck. Der vorliegende See präsentiert sich leblos und düster, die Umgebung ist von stinkenden Pilzen nahezu überseucht. Auch die Erscheinung der Usher-Geschwister versetzt Easton einen Schauer. Während Roderick kraftlos und rapide gealtert erscheint, benimmt sich Madeleine zusätzlich apathisch, bis hin zu geistiger Ver-



wirrtheit. Noch während Eastons Aufenthalt stirbt Madeleine, doch der Leichnam verschwindet aus der Gruft und wandelt nach wie vor im Haus umher. Die Erinnerung an eine bizarre Begegnung mit einem toten Hasen im Umkreis des Hauses lässt einen schrecklichen Verdacht in Easton reifen.

Die Werbung für den Roman macht keinen Hehl daraus, dass Autorin T. Kingfisher (Ursula Vernon) hier eine Neuerzählung von Edgar Allan Poes Geschichte »Der Untergang des Hauses Usher« geschaffen hat, die weiter aufgezogen und um einige Elemente ergänzt ist. Da »Was die Toten bewegt« immerhin den Locus Award als Bester Horror-Roman 2023 gewonnen hat und für den Hugo Award nominiert war, darf man gespannt sein, wel-

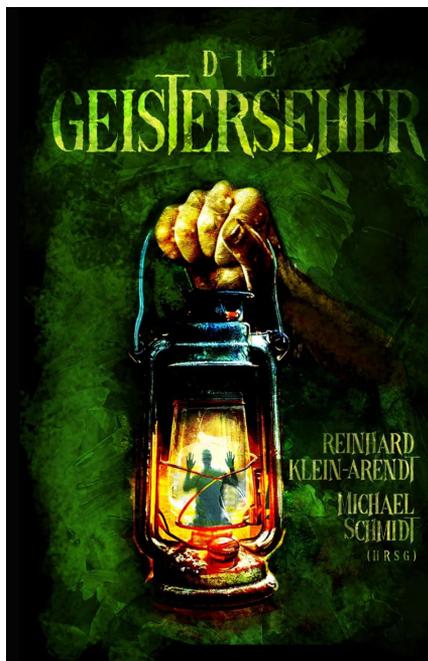
chen Ansatz die Autorin findet, um die altbekannte Geschichte mit einem neuen Dreh zu versehen.

Der Protagonist Alex Easton, der die Rolle des bei Poe namenlosen Erzählers einnimmt, scheint zunächst perfekt dafür geeignet, die Geschichte zu entstauben. Schnell wird er als recht hemdsärmelig und aufgeschlossen charakterisiert. Überhaupt hebt Frau Kingfisher die düstere, beengte Schwere von Poes Geschichte durch Zuhilfenahme mehrerer »neuer« Charaktere und einer modernisierten Sprache nach und nach auf.

Nachdem dies etabliert ist und die Geschichte in Gang kommen sollte, gibt es keinerlei Überraschung oder Entwicklung mehr. Die grundsätzliche Handlung ist bereits bekannt, die »neue« Erklärung der Ereignisse ist auch nicht mehr so frisch, wie sie hier verkauft wird. Annähernd dieselbe Geschichte wurde schon in Silvia Moreno-Garcias »Der mexikanische Fluch« (OT: »Mexican Gothic«) erzählt. Zwar verwendet die Autorin dort nicht die Poe-Charaktere, doch die Übereinstimmung ist offensichtlich. Scurrilerweise empfiehlt T. Kingfisher Moreno-Garcias Roman auch im Nachwort und stellt selbst die Frage, ob »Was die Toten bewegt« danach überhaupt noch notwendig gewesen wäre. Eine Frage, die man sich nach der Lektüre ebenfalls stellen darf.

Die Aufmachung des Buches ist erste Sahne. Das grandiose Coverbild, ein Flora-Fauna-Amalgam von Christina Mrozik, vereinigt auf schalkhafte Art einige zentrale Handlungselemente; Vorsatzblatt und Schmutztitel sind ebenfalls mit diversen Pilzdarstellungen geschmückt.

(Elmar Huber)



Reinhard Klein-Arendt & Michael Schmidt  
**DIE GEISTERSEHER**  
 Originalanthologie – Zwielficht Sonderband, Zwielficht Verlag, März 2025, Hardcover, 373 Seiten, ISBN 978-8-31090118-6

Man hat als Leser und Fan der klassischen Schauerliteratur ein wenig den Eindruck, dass nach Jahrzehnten, in denen entsprechende Werke – außerhalb der von Frank Rainer Scheck und Erik Hauser herausgegebenen Anthologien in der Reihe »Meisterwerke der dunklen Phantastik« im Blitz-Verlag – nirgends erschienen, gegenwärtig eine wahre Schwemme entsprechender Bücher aufgelegt wird.

Neben Lars Dangel, der sich hauptsächlich den zu Unrecht vergessenen Au-

toren deutscher Zunge widmet, stößt man dabei vermehrt auf den Namen Reinhard Klein-Arendt. Im Dunkelgestirn Verlag erschien erst kürzlich ein umfangreicher Band zu »Angst im Empire«, nun folgt – zusammen mit dem Verleger – der erste Band einer neuen, kleinen Reihe innerhalb des Zwielficht Verlags.

Fünfzehn fantastische Kurzgeschichten aus der englischsprachigen Welt aus den Jahren 1895 bis 1940, über haarsträubende Begegnungen mit dem Jenseits und gespenstische Widersacher aus dem Diesseits, erwarten den Lesenden.

Reinhard Klein-Arendt führt in einem informativen Vorwort in den Band ein und beleuchtet die einzelnen Beiträge jeweils kurz und prägnant. Neben dem stimmungsvollen Titelbild von Björn Ian Craig hat der Verlag dem Band noch Innenillustrationen von Adrian van Schwamen gegönnt.

Ich gebe gerne zu, dass mich derartige Erzählungen immer fasziniert haben. Unheimliche Geschichten wirken in einer lang zurückliegenden Zeit oftmals in sich stimmiger und atmosphärisch dichter als in unserer hoch technisierten Ära.

Mich persönlich sprachen dabei Beiträge besonders an, in denen die Verfasser uns in Gegenden mitnehmen, die damals als Terra Incognita galten – urwüchsige Landschaften, raue Gebirge, fremde Völker mit ihren Göttern und Überlieferungen. Insoweit hatten es mir die Novellen von Benson, Burke, Whitehead, Edmonds und Perrin besonders angetan. Hier wurde der Sense of Wonder geradezu vorbildlich mit etwas Unerklärlichem gekreuzt – ein ums andere Mal lief mir ein Schauer über den Rücken.

Das Pfund, mit dem die Herausgeber hier wuchern können, ist die Tatsache, dass sie sich eben gerade nicht auf Verfasser aus Britannien oder Nordamerika beschränken, sondern auch Stimmen aus den ehemaligen britischen Kolonien integrieren.

Zu erwähnen bleibt noch, dass der Band – so er bei den Interessierten ankommt – eine kleine Reihe entsprechender Veröffentlichungen einleiten soll.

Was aber erwartet uns nun im Einzelnen in dem Band?

Thomas Burke – »Johnson, blick dich nicht um ...!« – entführt uns in ein London, das von giftigem Nebel aus den Schloten der Fabriken heimgesucht wird. In diesem Nebel treibt etwas sein Unwesen, das ...

Madeline Yale Wynne – »Das kleine Zimmer« – berichtet uns von einem pittoresken Zimmer inmitten der Einsamkeit Vermonts, das – je nach Besucher – mal vorhanden ist, wenn man die Tür öffnet, mal steht dort nur ein Geschirrschrank ...

Henry Chapman Mercer – »Das Schloss der Puppen« – ist in New York angesiedelt. In einem der wenigen respektablen Viertel der Stadt stehen in benachbarten Straßen Häuser, die derart austauschbar sind, dass man als Besucher kaum weiß, in welchem Anwesen man sich gerade befindet. Tragisch insbesondere dann, wenn dort Kinder spurlos verschwinden und nur alte Puppen zurückbleiben ...

Ernest Favenc – »Die Pest des Jahres 1905« – berichtet uns genau über diese

Heimsuchung Australiens aus der Sicht eines Mannes, der an das Sterbebett eines anderen gerufen wird und dort einer Heimsuchung in Gestalt zweier Vampirfledermäuse begegnet ...

Edward Frederic Benson – »Die Schritte« – entführt uns nach Alexandria in Ägypten. Ein skrupelloser britischer Geldverleiher wird letztlich von seinen Untaten eingeholt – denn irgendwann manifestiert sich das, was er zu Beginn nur als Geräusch hört: sein Opfer ...

Arabella Kenealy – »Das heimgesuchte Kind« – berichtet uns von einem Totschlag aus Leidenschaft, der nicht nur dazu führte, dass der Täter gehängt wurde, sondern auch, dass das Kind seiner Liebe gar merkwürdige Verhaltensweisen an den Tag legt ...

Ulric Daubeny – »Der Elementar« – stellt uns eine Persönlichkeit aus Sportlerkreisen vor, dessen Tagebuch eine gar unerhörte Veränderung dokumentiert, die letztlich dazu führt, dass ...

Thomas Burke – »Die Ahnentafeln des Hauses Li« – erzählt uns eine sehr stimmungsvolle Geschichte von einem Chinesen, der – den konfuzianischen Lehren folgend – seine Lebensschuld bei einem Briten ableistet ...

Henry S. Whitehead – »Die schwarze Bestie« – berichtet uns von einer der Jungferneinseln. Die ehemalige dänische Kolonie, die 1917 an die Amerikaner verkauft wurde, ist Schauplatz von etwas Dunklem – einem Voodoo-Ritus, der gar Schreckliches bewirkt ...

James Edmond – »Die schwindelerregende Geschichte vom hohen Berg und den drei Skeletten« – führt uns nach

Neuseeland. Hier begegnen uns drei Goldsucher, die einer Spur folgend die höchsten Höhen der dortigen Alpen erklimmen – nur um dort auf unerwartete Bewohner zu stoßen ...

Patrick Carleton – »Die Residenz des Dr. Horder« – entführt uns nach Cambridge, genauer gesagt an eines der dortigen Colleges. Die Zimmer eines früheren Leiters sollen, nachdem ihr Gebrauch jahrzehntelang verboten war, nun wieder Wohnzwecken zugeführt werden. Der junge Student, der die Räume bezieht, bemerkt aber bald darauf einen beißenden Geruch und merkwürdige Träume – Träume, die immer realer erscheinen und gefährliche Wirkungen zeigen ...

Elinor Mordaunt – »Luz« – Luz nannten die Römer einen kleinen Wirbel des Rückgrats, der – so er aus dem noch lebenden Körper entnommen wird – körperliche Unsterblichkeit verleihen soll. Als gelber Nebel über London wabert, wird eine junge Frau von einem Blinden entführt – einem Blinden, der einen Plan hat ...

Herbert Russell Wakefield – »Die erste Garbe« – berichtet von einem englischen Dorf. Um die ständig drohende Dürre abzuwehren, vollziehen die Bauern ein uraltes Ritual, das die Götter – so sie denn gnädig gestimmt sind – mit Regen belohnen. Der Preis hierfür ist jedoch hoch ...

Wirt Gerrare – »Die geheimnisvolle Maisse« – erzählt uns vom Schicksal einer jungen Gesellschafterin, deren Herrin Séancen veranstaltet und dunkle Geheimnisse hütet – sehr zum Leidwesen

der Vorgängerinnen unserer Gesellschaftsdame ...

Alice Perrin – »Das Tigeramulett« – führt uns nach Indien. Im Dschungel nahe dem Himalaja sucht ein verbohrteter Brite, eine der gestreiften Katzen zu erlegen – ob seine junge Frau, die die klimatischen Verhältnisse kaum aushält, dabei stirbt oder sein Freund, den er verdächtigt, mit seiner Frau untreu gewesen zu sein, dabei umkommt – was soll's, Hauptsache, die Trophäe ist da. Doch dann greift der Tiger an, und das Schutzamulett des verstorbenen Führers kommt ins Spiel ...

Bis auf zwei Geschichten handelt es sich um deutschsprachige Erstveröffentlichungen. Die Beiträge von Edward Frederic Benson sowie Arabella Kenealy erfreuten das Leserherz bereits in *Zwielicht* Band 18 und 19. Die Herausgeber haben neben dem Vorwort dem Band zum Abschluss noch eine Vorstellung der enthaltenen Autoren beigelegt.

(Carsten Kuhr)

Everina Maxwell

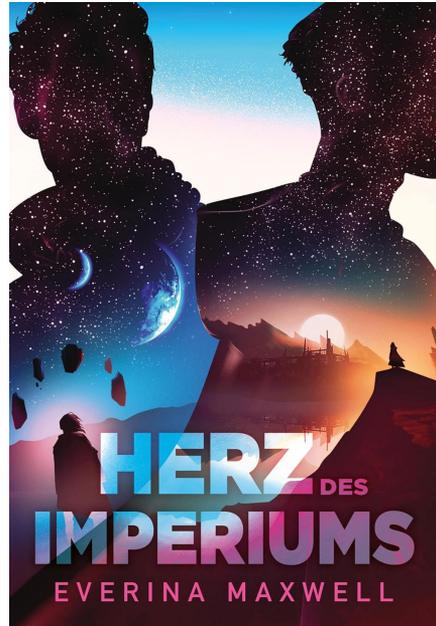
### HERZ DES IMPERIUMS – ECHO DER WELTEN

(Ocean's Echo – 2022)

Aus dem amerikanischen Englisch von Sabine Elbers

Panini Verlag, Dezember 2024, Paperback/  
Hardcover, 605 Seiten, ISBN 978-3-98666-655-2 PB – 654-5 HC

Tennalhin Halkana ist ein Arsch. Schlimmer noch, er ist ein Drecksack aus einer bedeutenden Familie. Außerdem ist er ei-



ner der stärksten bekannten Leser, sprich, er kann telepathisch in die Geister seiner Mitmenschen eindringen und deren Geheimnisse zutage fördern.

Erwähnte ich schon, dass er ein richtiger Mistkerl ist? Soll heißen, statt den Luxus und die Sicherheit, die seine Tante – immerhin die herrschende Legislatorin – ihm bietet, zu schätzen, weiß er nichts Besseres mit seinem Leben anzufangen, als ständig auszubrechen. Er setzt sich ein ums andere Mal ab, lässt sich mit Gaunern, Ganoven und Drogendealern ein, die ihn für seine Dienste verstecken. Doch dann findet ihn das Militär doch, und schon sitzt er mal wieder im Büro von Tantchen.

Die hat verständlicherweise die Nase gestrichen voll und entsorgt ihn dorthin,

wo er vielleicht doch noch irgendwie nützlich sein könnte. Er darf sich freiwillig für das Militär melden.

Damit das nicht ganz aus dem Ruder läuft, soll er mit einem Menschen gebunden werden, der ihn überschreiben, also zwingen kann, das zu tun, was dieser für richtig und angemessen hält. Ein Horror für unseren Tunichtgut.

Surit, Abkömmling einer Verräterin aus einer notleidenden Familie, hat die besten Noten. Braucht er auch, wenn er dann, entgegen allen Vorurteilen, im Militär seinen Weg machen will – schließlich geht es darum, seine Zieheltern mit einer dringend notwendigen Rente zu versorgen. Wichtiger noch: Surit ist Architekt.

Nach dem Fund der Alien-Artefakte vor gut 20 Jahren wurden zunächst Freiwillige mit beiden Gaben bedacht – Architekt, der andere zwingen kann, zu tun, was sie wünscht, und Leser, der die Gedanken lesen kann. Als sich herausstellt, dass ein menschlicher Geist nicht beide Fähigkeiten halten kann, trennte man kurzerhand die Gaben. Also willigt Surit ein, Tennal zu überschreiben und dauerhaft, so wie in nicht nie lösbar, an sich zu binden.

So eine geistige Vergewaltigung ist aber doch auch gar nicht nach Tennals Geschmack. Dann aber erweist sich der Typ, der auf den ersten Blick ein Paragrafenreiter par excellence zu sein scheint, als durchaus attraktiver und verständnisvoller Vorgesetzter, der die zwangsweise Rekrutierung aus tiefer Überzeugung ablehnt.

Die beiden tüfteln einen Plan aus, der Hoffnung für Tennals Zukunft bietet – nur dass sie mitten hineinrauschen in eine

Verschwörung, die nur zu bald in einen bewaffneten Aufstand und Putsch übergeht. Damit haben sie nun wirklich nicht gerechnet – zumal anscheinend nur sie den Aufstand verhindern können, ob sie das nun wollen oder nicht ...

Was ist das für ein woker Roman? Der zweite in einem gemeinsamen Universum, der aber eine ganz eigene Geschichte mit neuen Figuren und Handlungsorten erzählt, als »Herz des Imperiums«.

Ich deutete es mit dem Begriff »woke« schon an: Es geht in eine Welt, in der nicht-binäre Personen alltäglich sind, in der gleichgeschlechtliche Beziehungen, Familien mit mehr als zwei Elternteilen etc. an der Tagesordnung sind. Entsprechend bietet sich der Text stilistisch in der sehr gut lesbaren Übersetzung von Sabine Elbers auch an.

Wer sonst, wie ich als alter Mensch manches Mal auch, mit dem Gendern seine Probleme hat, wird allerdings erfreut feststellen, dass sich der Roman trotzdem flüssig und fesselnd liest. Zu verdanken hat der Text seine Goutierbarkeit auch der Tatsache, dass Everina Maxwell den Fehler vieler ihrer Kolleginnen und Kollegen vermeidet. Sie integriert ihre woken Elemente als etwas Alltägliches, Normales, ohne sie ins Zentrum zu stellen, und konzentriert sich lieber auf ihren Plot. Gut gemacht.

Dabei erzählt sie uns verschiedene miteinander verbundene Geschichten. Es geht um die erblühende Liebe zweier ganz unterschiedlicher Männer zueinander, um einen militärischen Putsch, um äonenalte Hinterlassenschaften einer lang vergesse-

nen galaktischen Spezies, um Machtmissbrauch, Überheblichkeit und Opferbereitschaft.

Dabei wuchert die Verfasserin hauptsächlich mit ihren beiden Protagonisten. So unterschiedlich diese vom Wesen her sind, so interessant sind ihre Charaktere und der Versuch dieser beiden so verschiedenen Menschen, sich einander anzunähern. Dabei bleibt das Körperliche außen vor; die Autorin konzentriert sich – auch hier richtig gemacht – auf die Gefühle der Protagonisten.

Ihre Unsicherheit, ihr Zweifel, ihr behutsames Antasten, erste Vertrauensvorschüsse – hier zeichnet Maxwell vor unseren Augen das sehr einfühlsame Bild einer beginnenden Romanze. Dass diese dann abrupt von außen gestört wird, dass Verrat, Erpressung und jede Menge sich peu à peu offenbarender Geheimnisse die Love Story stören, fügen Tempo und Dramatik hinzu.

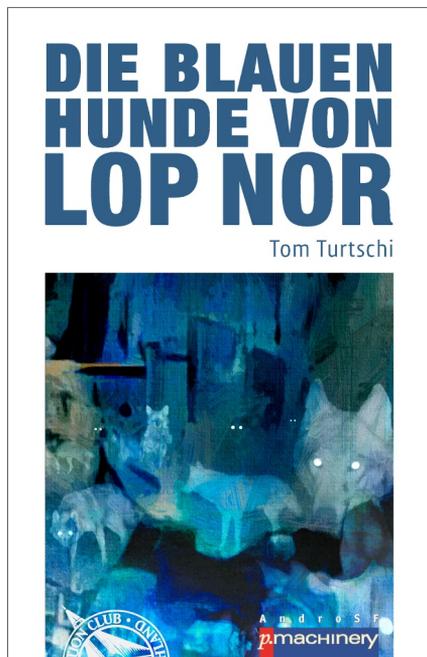
Wie schon gesagt: Die Autorin hat vieles richtig gemacht.

Das heißt nicht, dass es nichts zu kritisieren gäbe: Die Gesellschaft außerhalb der streng reglementierten Zwänge des Militärs bleibt offen; hier erfahren wir schlicht nichts. Auch die politischen Zustände in den menschlichen Regionen, die beherrschende Resolution als Macht im Hintergrund, bleiben rätselhaft, Technik rudimentär und nur Mittel zum Zweck.

Dennoch konnte mich der Roman in seinen Bann ziehen. Voller unerwarteter Wendungen zeigt er uns zwei Menschen, die zueinanderfinden, die ihren inneren Werten, so verschieden diese auch sind, treu bleiben, die sich aufmachen, einem

gewaltsamen Putsch mutig entgegenzutreten, und dabei vor Verantwortung und persönlichen Opfern nicht zurückschrecken. Lesen, auch wenn sie nicht unbedingt Romantasy-Fan sind.

(Carsten Kuhr)



Tom Turtschi

**Die blauen Hunde von Lop Nor**  
AndroSF 190, p.machinery, Winnert, September 2023, Paperback, 268 Seiten, ISBN: 978 3 95765 3529

*Verlagsinfo:* Martin Eberhard hat im Labor mit der »Blue Dragon« eine Tomate entwickelt, die gegen die weltweit grassierende Tomatenseuche resistent ist. Er reist für den Konzern nach Xinjiang, um

bei der Lop Nor Potash Company die Beimischung des notwendigen Zusatzstoffes in den Dünger zu begleiten. China zeichnet für achtzig Prozent der weltweiten Tomatenproduktion verantwortlich, die industrielle Herstellung des Düngers muss vor Ort erfolgen. Der Direktor der Düngemittelfabrik lässt Eberhard warten. Auf Betriebsführungen staunt er über den riesigen Industriekomplex mitten in der Wüste. Über hundert Kilometer lange Kanäle, die die Sole zum Werk führen, Salzbecken mit der vierfachen Fläche der Stadt Paris, gigantische technologische Anlagen. Die Wüste fasziniert ihn, genauso seine forsche Reisebegleiterin. Sie fahren durch imposante Landschaften, besuchen die Ruinen untergegangener Kulturen entlang der Seidenstraße. Sie treffen auf die Krater der Atomtest aus den Sechzigerjahren, auf illegale Goldschürfer, die in der verstrahlten Erde nach dem Glück suchen. Zunehmend beginnt er, an seiner Wahrnehmung zu zweifeln: Die Wüste narrt ihn mit Trugbildern, die Absichten seiner Reisebegleiterin werden immer undurchsichtiger. In der alten Ruinenstadt Loulan erscheinen ihm die blauen Hunde von Lop Nor. Sie konfrontieren ihn mit den Auswirkungen seiner Forschung und schicken ihn auf einen Trip durch die Geschichte der Farbe Blau. Die Zeitreise führt ihn vom Mittelalter über die Industrialisierung zum Ersten Weltkrieg bis in die Gegenwart. Schließlich muss er sich dafür verantworten, was die Spezies Mensch mit dem blauen Planeten angestellt hat.

In der Verlagsinfo wird der Inhalt des Romans ganz gut zusammengefasst, und

da ich das Ende nicht verraten möchte, werde ich nicht mehr über den Inhalt verraten.

Dass Tom Turtschi keine »Standardtexte« abliefern, war mir bekannt. Ich kenne einige seiner Kurzgeschichten und Romane. Auch dass er sich gerne für unsere Breiten ungewöhnliche Orte für seine Handlungen sucht, wusste ich. Wie er das alles aber miteinander verwoben hat, hat mich dann doch erstaunt. Er lässt seinen Roman in China spielen und gesteht im Nachwort, dass er niemals dort gewesen ist. Das tut seiner Erzählung aber keinen Abbruch, denn er schildert die nie gesehene Landschaft so intensiv, dass man den Sand vor Augen hat. Um das tun zu können, hat er sich mit Bildbänden und im Internet schlaugemacht und zwar so, dass man ihm jede Beschreibung völlig abkauft. Nicht nur die Landschaft wird von ihm eindrücklich beschrieben, auch das System, das mit Minderheiten nicht gerade glimpflich umgeht, wird kritisiert. Aber nie mit erhobenem Zeigefinger, sondern mehr als Beschreibung einer Realität.

Was mich aber am meisten erstaunt hat, ist, wie viel ich in diesem Buch lernen konnte. Der Autor unternimmt mit dem Leser eine Zeitreise zurück zu den Anfängen der Farbe Blau. Er schildert, wie welches Blau exakt gewonnen wurde, was es dabei für Risiken für Mensch und Umwelt gab. Er verzahnt beide Erzählstränge so gekonnt, dass man sich nie fragt, was das soll. Allerdings gestehe ich, dass ich die Blauausführungen bis fast zum Ende für Erlebnisse im Fieberwahn hielt. Das wird am Schluss völlig anders aufgelöst und

mit dieser Wendung bekommt der Autor dann auch den Dreh zur Science-Fiction noch besser hin, als das nur durch die verseuchten Tomaten gelungen wäre.

Der Autor schafft es, alle Figuren im Roman lebendig werden zu lassen.

Dieser Roman ist nicht auf die herkömmliche Art und Weise spannend, aber dennoch irgendwie fesselnd. Man möchte wissen, ob Martin gesund wird, und man möchte wissen, wie es mit dem Blau weitergeht. Einzig die zitierten Textstellen zum Ende hin, waren mir dann doch zu viel des Guten. Aber das ist mein ganz ureigener persönlicher Geschmack.

Wer bereit ist, sich auf den Text einzulassen, wer gerne mehr über die chinesische Wüste erfahren möchte, und wen die Geschichte der Farbe Blau interessiert, der ist mit diesem Roman sehr gut bedient.

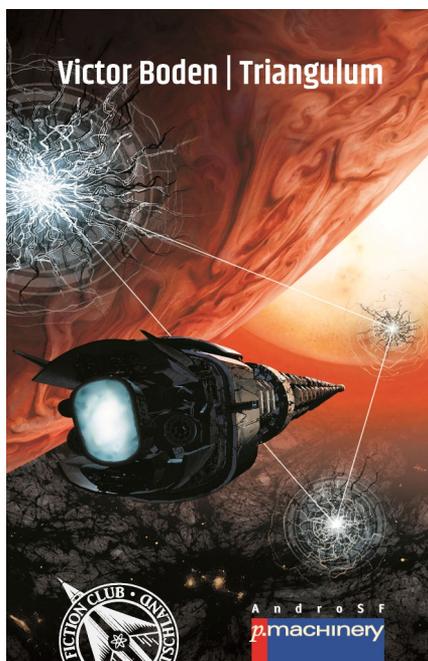
*(Marianne Labisch)*

Victor Boden

### TRIANGULUM

AndroSF 175, p.machinery, Winnert, August 2024, 600 Seiten, ISBN: 978-3957654113

Ein Raumschiff befindet sich auf dem Weg zu einer Anomalie im All, die auf außerirdische Wesen hindeutet. Die Crew befindet sich in Kryostase. Von der Bord-KI wird der Cyborg Jören Neelström als einziger aufgeweckt. Im Gegensatz zu den üblichen Beschreibungen herkömmlicher SF-Geschichten, muss Jören sich langsam erst wieder daran gewöhnen, einen Körper zu haben. Es wird schön beschrieben, mit was für Problemen er zu kämpfen hat. Ich fand das ganz gut, weil ich mir vorstellen kann, dass tatsächlich solche Proble-



me auftreten würden, wäre die Kryostase machbar. Nett fand ich auch, dass Jören sich fragt, warum ausgerechnet er aufgeweckt wurde. Es zeigt, dass er kein selbstbewusster Aufschneider ist und nimmt den Leser gleich für sich ein. Kurz darauf erfährt er den Grund, indem er bemerkt, dass ihr Raumschiff verfolgt wird. Es stellt sich heraus, dass die Machtverhältnisse auf der Erde sich geändert haben und die Besatzung der Verfolger Jören und seine Kollegen als Sklaven ansehen, die ihnen zu Diensten stehen müssen. Schlimm ist, dass auch Jören's Erzfeind mit an Bord ist und der die Gelegenheit nutzt, um sich an Jören dafür zu retten, dass dieser seinen Platz auf dem Schiff mit einer List übernommen hat.

In einem weiteren Handlungsstrang befinden wir uns auf den Überresten eines Raumschiffes, das irgendwo gestrandet ist und von einer Art fremder Mikroben zerfressen wird. Um einen Ausweg zu finden, hat diese Bord-KI Kinder geboren, die ursprünglich zur Besiedlung fremder Planeten vorgesehen waren. Die KI stellt sich den Kindern als Gottmutter vor und betreut sie, lehrt sie, was sie ihrer Meinung nach wissen müssen, sorgt dafür, dass sie Körperübungen machen und gewährt ihnen auch Spielzeug. Auch hier sind wir bei einer kleinen Außenseiterin, die einem auch direkt sympathisch ist.

Noch bevor die Ausbildung der Kinder beendet ist, mischt sich plötzlich ein selbst ernannter Gottvater in die Erziehung ein und schaltet dann Gottmutter sogar aus.

Wie nicht anders zu erwarten, werden beide Handlungsstränge miteinander verbunden und wir erfahren, dass Jören dem Mädchen helfen will. Wird es ihm gelingen, sich seinem Widersacher zu entziehen und kann er den Kindern helfen?

Der Roman ist mit 600 Seiten recht umfangreich, aber ich habe jede einzelne davon sehr gerne gelesen. Langeweile ist dabei nicht ein Mal aufgekommen. Victor Boden gelingt es, die Personen lebendig zu gestalten und auch Situationen, die anmuten wie aus einem Traum, plastisch darzustellen, sodass man immer Bilder vor Augen hat. Es hat mir gefallen, dass das Aufwachen der Astronauten nicht immer einwandfrei funktioniert hat, als sei es das Normalste auf der Welt. Es hat mir gefallen, dass der Held kein Held im klassischen Sinne ist, sondern ein Cyborg,

dessen Technik ihn auch mal im Stich lässt. Ich fand es gut, dass die Kinder kindlich sein durften, dass die Mikroben – oder was auch immer das am Werk war – nicht näher ergründet wurden, sondern einfach nur eine Bedrohung darstellten.

Ich verrate hier mal, dass ich bei lieb gewonnenen Protagonisten sehr gerne ein Happy End lese und hier nicht enttäuscht wurde. Der Roman hat mit ausgesprochen gut gefallen.

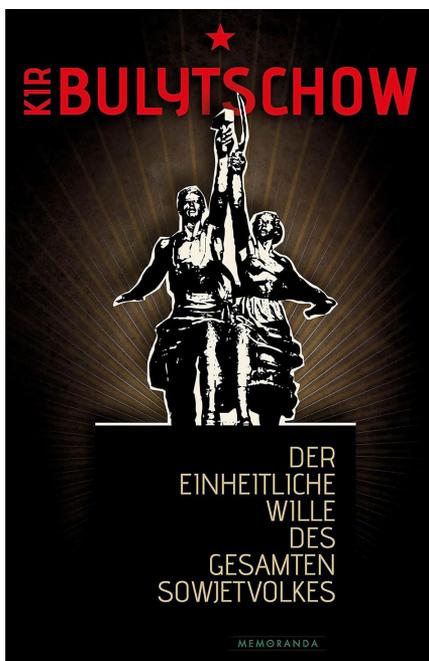
*(Marianne Labisch)*

Kir Bulytschow

### **DER EINHEITLICHE WILLE DES GESAMTEN SOWJETVOLKS**

Memoranda, Januar 2020, Taschenbuch, 300 Seiten, ISBN 978-3948616007

Neben einer ausführlichen Biografie hat Herausgeber und Übersetzer Ivo Gloss dieser ersten von bislang zwei Sammlungen mit kürzeren Texten einer der populärsten fantastischen Autoren der Sowjetunion Kir Bulytschow ein ausführliches Nachwort den drei kürzeren Texten und dem Kurzroman hinzugefügt. Es lohnt sich, mit dem Nachwort zu beginnen, da Ivo Gloss die hier gesammelten Texte eher streift, aber in die Tiefen des vor allem nicht ins Deutsche übersetzten Werkes Bulytschows einsteigt. Neben kurzen Zusammenfassungen spannt Ivo Gloss Bögen zu Bulytschows eigentlicher Arbeit an einem Institut für Orientforschung; geht auf die besonderen politischen Situationen in der Sowjetunion ein, die Veröffentlichungen ermöglichten, genauso wie die stetigen Wandel Publikationen untersagt haben. Die ausführlicheren Zusammenfas-



sungen von den angesprochenen nicht übersetzten Werken geben Interessierten die Möglichkeit, auch ohne russische Kenntnisse zumindest den Kontext, wenn auch nicht den Gehalt dieser Bücher aufzunehmen.

Schon 1986 schrieb Kir Bulytschow die Satire »Der einheitliche Wille des gesamten Sowjetvolkes«, die allerdings erst fünf Jahre später erschienen ist. Es ist eine bitterböse Abrechnung mit der Partei – nicht nur in der damaligen Sowjetunion –, der Politik und der egoistischen wie narzisstischen Sicht aller Politiker auf das eigene Volk.

Über Nacht erscheinen auf der Erde Kästen, die wie Container aussehen. Eine Stimme spricht zu den Menschen sowohl

in Russland, China oder den USA in der jeweiligen Landessprache. Die Menschen haben eine bestimmte Zeit sich vorzustellen, welchen Menschen aus der Vergangenheit sie für würdig halten, dass er wieder belebt wird und unter ihnen leben kann. Anfänglich werden die Container als Gag oder besser als ein das Volk vom rechten Weg ablenkender Plan unbekannter Mächte außerhalb der anderen betroffenen Länder angesehen, auch wenn das Politbüro schnell alle Zeugen wie den Ich-Erzähler einsammelt und verhört. In den nächsten Tagen wiederholen sich die Botschaften und die Menschen wie Politiker beginnen sich zu fragen, wer dieses Recht auf ein zweites Leben verdient. Die Vorschläge werden diskutiert, wobei schnell klar wird, dass es nicht mehr um das Volkswohl geht, sondern um Risiken und Opportunitäten. Die drei Ergebnisse sind bezeichnend für die jeweilige Nation und runden diese bitterböse, von historischen Persönlichkeiten und ihren Handlungen getragene Satire wohltuend ab. Auch die jeweiligen Lösungen der betroffenen Nationen reichen von Paranoia; der Erkenntnis der politisch-sozialen Gegenwart bis zum glamourösen Populismus.

Noch bitterböser sind die anderen beiden kürzeren Texte dieser Sammlung. In »Der freie Tyrann« landet ein Astronaut von der Erde auf einem erdähnlichen Planeten und bittet um Treibstoff, um Kerosin für den Weiterflug. Nur ist er in einem gigantischen Konzentrationslager gelandet, in dem das Leben alltäglich wirkt. Nur tragen alle Insassen Einheitskleidung – bis auf eine Prostituierte – und Nummern. Im Gespräch mit dem Tyrannen – das

»frei« ist in doppelter Hinsicht zynisch – zeigt auf, wie dieser die wirtschaftlichen Probleme von zu vielen politischen Gefangenen und den entsprechenden Kosten gelöst hat. Eine brillante Lösung, die nur als Satire funktionieren kann. Das Ende ist pragmatisch und zeigt die abschließende Hilflosigkeit der Mächtigen, wenn bestimmte Stufen überschritten sind. Bulytschow erzählt die Story, die Miniatur fast in einem unterschwellig märchenartigen Ton, um das beschriebene Geschehen noch unwirklicher, surrealistischer und damit auf einer anderen Ebene aber auch wieder absurd greifbarer erscheinen zu lassen.

Noch brutaler geht Bulytschow mit den Jasagern, den Pragmatikern in der letzten Geschichte dieser Anthologie um: »Der alte Iwanow« sitzt mit dem eigentlichen Erzähler der Anlage in einem Bunker, der sie vor der inzwischen durch Gase vergifteten Atmosphäre schützt. Iwanow beginnt seine Lebensgeschichte zu erzählen, welche die Bezugsperson zum Leser chronologisch ordnet und für diese zusammenfasst. Es ist die Geschichte eines Muttersöhnchens, eines Phlegmatikers, der nur auf Prämien reagiert. Dass diese Prämien in keinem Verhältnis zu den Aufgaben stehen, ist eine der absurden Wendungen dieser Geschichte. Um seine ihm versprochene Prämie zu erhalten, scheut Iwanow weder Gefahr noch Verrat. Seine Missionen werden immer absurder, gefährlicher und ökologisch sinnloser. Sie folgen den Fünf-Jahres-Plänen der sowjetischen Regierung, die gegen alle Logik umgesetzt werden müssen. Jeder Widerstand wird mittels Verhaftungen oder

weiteren Prämien erstickt. Am Ende hat Iwanow noch eine finale Aufgabe, natürlich gegen eine entsprechende Prämie. Iwanow hat auch kein schlechtes Gewissen. Im Grunde hat er gar kein Gewissen, denn er lebt für die im Verhältnis kärglichen Prämien, die ihn in seinem von Minderwertigkeitskomplexen dominierten, fast autistisch geordneten Leben intellektuell über Wasser halten. Anfänglich kann der Leser über einige der Missionen wie die verschwundenen Weizenwagen noch lachen. Aber der Inhalt der Geschichte wird immer dunkler, die Missionen überdrehter und die Lösungen brachialer. Für Iwanow zählen nur die Ergebnisse und alle Missionen erledigt er zur Zufriedenheit entweder seiner Auftraggeber und damit Vorgesetzten oder dem Politbüro, dem er bei Verzögerungen hinsichtlich der Prämienauszahlung gegenüber ausführlich wie schriftlich petzt. Iwanow ist kein Macher, kein Planer, er ist nicht mal ein Machtmensch. Bescheiden, fast kärglich lebt er lange in einer Ein-Zimmer-Wohnung mit dem Foto seiner dominanten wie inzwischen verstorbenen Mutter, getrennt von seiner Frau, mit der er sich nur kurz nach dem Tod der Mutter versöhnen konnte, sowie seiner Tochter. Beide lehnen seine Gewissenlosigkeit, dieser fast perverse Drang nach dem Erlangen der Prämie ab. Iwanow ist der bürokratische Bluthund, den jedes totalitäre Regime braucht, um die Dinge umzusetzen, für die Politiker offiziell keine Verantwortung übernehmen wollen oder für die sie sich nicht die Hände schmutzig machen wollen. Eine bitterböse Abrechnung mit einem Lobbyismus der besonderen Art.

Im Gegensatz zu den kurzen, bitterbösen Satiren ragt der Roman »Der Tod ein Stockwerk tiefer« durch seine offene Kritik an der sowjetischen industriellen Großmannssucht auf Kosten der Natur, aber auch der Menschen deutlich heraus. In seinem Vorwort spricht Kir Bulytschow davon, dass er den Roman 1987 geschrieben hat. Zwei Jahre später, kurz vor den großen politischen Änderungen, wurde er gedruckt. Vielleicht liegt es daran, dass am Ende der Protagonist sich verzweifelt und auf Bitten der Bevölkerung an das politische Zentralkomitee im fernen Moskau wendet, damit die Ereignisse der einen Nacht nicht unter den Teppich gekehrt werden. Kir Bulytschow gibt zu, dass er den Roman einige Jahre später anders geschrieben hätte, um das System der Korruption, der opportunistischen Duckmäuser und des rücksichtslosen, aber in Trippelschritten ablaufenden Fortschritts bis in die politische Spitze zu entblößen. Aber bei dem hier vorliegenden Nachdruck hat der Autor kein Wort geändert und so steht die Geschichte am Vorabend der kurzzeitigen politischen Änderungen für sich selbst.

Kir Bulytschow verbindet viel, aber nicht alles mit dem literarischen Alter Ego. Der Protagonist ist gute zwanzig Jahre jünger. Aber beide sind im Auftrag der Gesellschaft »Wissen« zu Vorträgen eingeladen worden. Bulytschow nach Schwerdlowsk, der Protagonist Schubin in eine eher unbekanntere Stadt. Bulytschow fiel gleich die schlechte Luft auf, voller Beimengungen von Rauch und chemischen Substanzen. In dem gleichförmigen, langweiligen Bahnhof Hotel Swerdlowsks begann Bulytschow noch während seines Aufenthalts mit den ersten Seiten dieser Geschichte.

Sein Protagonist Schubin ist nicht nur als Abgesandter der Gesellschaft Wissen in der entlegenen Industriestadt. Er ist auch Auslandskorrespondent und damit Privilegierter. Sein Koffer ist aus der Schweiz, er hat Instant-Kaffee aus Brasilien dabei. Auch ihm begegnet die schlecht riechende Luft. Pragmatisch, ein wenig melancholisch, aber sehr realistisch beschreibt Bulytschow diese Arbeiterstädte am Rande der russischen »Zivilisation«. Von Moskau verachtet und ignoriert, aber notwendig. Angesiedelt um einzelne Großindustriewerke. In diesem Fall eine chemische Fabrik. Ein tristes Leben in tristen Barackenbauten, ohne Rücksicht auf die Gesundheit der Menschen, der Kinder. Langeweile pur, die sich nur mit Alkohol ertränken lässt. Überall Notstand und Engpässe bei der Versorgungslage. Nur für die Funktionäre nicht.

Schubin lernt die attraktive Elja kennen, die Fahrerin des örtlichen Funktionärs. Sie hilft ihm bei den ersten Schritten in dieser menschenfeindlichen Stadt. Schubin soll einige Vorträge halten und Fragen beantworten.

Aber am Vorabend des Falls der kommunistischen Sowjetunion regt sich inzwischen auch Widerstand. In der Stadt gibt es eine Bürgerinitiative gegen die rücksichtslose Umweltzerstörung. Die Funktionäre haben anfänglich versucht, diese Bewegung zu ignorieren; inzwischen versuchen sie, die Rädelsführer zu verhaften.

Bulytschow lässt sich viel Zeit, das Szenario zu entwickeln. Für westliche Leser ist es der klassische Blick in ein autoritäres Land, das nach außen angibt und Prunk vorgibt, dessen Inneres aber ver-

fault und aus der Zeit gefallen ist. Natürlich lässt sich die Sowjetunion nicht mit der Bundesrepublik im 21. Jahrhundert vergleichen und in den Achtzigerjahren gab es auch noch im Ruhrgebiet Städte, welche von der Industrie, den rauchenden Schloten und vor allem auch einer hohen Belastung der Umwelt charakterisiert worden sind. Aber Bulytschow zeichnet ein fatalistisches Bild eines Landes, das innerhalb weniger Jahre zerfallen wird, ohne dass viele Menschen das bedauert haben.

Schubin und Elja kommen sich näher. Sie verbringen einen netten Abend zusammen und gegen die Regeln des Hotels und der Flurwächter (!) nimmt Schubin Elja mit auf sein Zimmer. Obwohl Elja den Flurwächter bestochen hat, werden sie in dem Hotelzimmer aufgegriffen und sollen zur örtlichen Wache gebracht werden. Widerstand gegen die Hotelregeln, Widerstand gegen die Handlanger der örtlichen Funktionäre, Anderssein reicht.

Der Leser stellt sich schon auf eine russische Version von »1984« ein. Die Lieben zu Unrecht in Gewahrsam, dem Moloch des Staats in Form örtlicher Behörden ausgesetzt, von Moskau vergessen. Innerhalb weniger »Minuten« dreht Bulytschow die Handlung und aus der kritischen Sozialstudie wird ein Katastrophenthriller. Das Tempo zieht merklich an.

Einige Jahre vorher haben die Strugatzkis auf einem fernen Planeten angesiedelt von einem Experiment geschrieben, dass außer Kontrolle geraten ist. Die schockierten Wissenschaftler warten auf ihr Ende. Eine Rettung gibt es nicht. Sir Arthur Conan Doyle in »The Poison Belt« (»Das

Ende der Welt«), dem zweiten Challenger Roman oder M. P. Shiel mit »Die purpurne Wolke« haben ein vergleichbares, aber in beiden Geschichten nicht abschließend erklärtes Szenario gewählt. Diesen Weg geht Bulytschow nicht. Eine gelbe Wolke breitet sich aus und tötet umgehend die Menschen.

Nur die erste bzw. im Laufe der Handlung weiteren Etagen des Hotels rettet die kleine Gruppe vor dem sofortigen Tod. Andere »Überlebende« werden sich in den höheren Häusern der Stadt, auf dem Bahnhofsdach oder kurzzeitig in einem Bus finden.

Die Menschen – dabei spielt es keine Rolle mehr, auf welcher politischen Seite sie stehen – sind im Hotel gefangen. Die Energieversorgung bricht zusammen, Wasser gibt es nicht mehr. Niemand weiß, ob das Wasser nicht auch vergiftet ist. Ein Kontakt mit der Außenwelt ist nicht möglich. Das gelbe Gas beginnt langsam – obwohl schwerer als Luft – nach oben zu steigen und beginnt die kleine Gruppe vor sich herzutreiben. Die Situation wird nach einem Anfall von Gewalt und der Verletzung eines Funktionärs durch ein sich ausbreitendes Feuer im Hotel verstärkt. Es gibt nichts zum Löschen und die Nacht ist noch lang. Niemand weiß, wann und ob Rettung kommt.

Kir Bulytschow nutzt dieses Katastrophenszenario für einen gesellschaftlichen Abriss, reduziert auf die kleine Gruppe von Überlebenden. Die politischen Führer inklusive des Leiters des örtlichen Chemiewerks und damit des Verantwortlichen an der Katastrophe haben sich auch im Hotel befunden. Unfähig, aktiv zu han-

deln, sind sie auf Schubin angewiesen, der zusammen mit Elja und einem Polizisten Koljan die Menschen zusammenhält und Überlebensstrategien entwickelt. Sobald die »Katastrophe« zu Ende ist, dreht sich natürlich wieder der Wind. Die Opportunisten brauchen Sündenböcke, sofern sie nicht alles im kleinen Kreis vertuschen können. Die Großmannssucht kehrt wieder. Aber der Autor karikiert die langen Arme der Partei.

Schubin ist dagegen fast ein zu aufrechter Mann, der sich aus dem Nichts heraus in die deutlich jüngere Elja verliebt hat. Sie bangt um ihren Sohn und ihre Mutter. Der Vater des Kindes ist vor zwei Jahren abgehauen und schon unter natürlichen Umständen hat Elja es schwer, für den Lebensunterhalt der kleinen Familie aufzukommen. Wirklich wirkt diese Liebesgeschichte ein wenig zu aufgesetzt, die gegenseitigen Bekundungen bis zum Heiratsversprechen zu schwülstig, aber die emotionalen Szenen bilden ein gutes Gegengewicht zu den zahlreichen dunklen Passagen. Bulytschow lässt in diesem »flammenden Inferno« der russischen Industriestädte auch gut gezeichnete, aber nicht sympathische Charaktere sterben. Er zeichnet die Naivität der Menschen überzeugend nach, die in erster Linie zu panisch reagierenden Tieren werden, wenn es um das eigene Leben geht. Schubin geht mit hohem Risiko eigene Wege und hat damit bedingt Erfolg.

Ein anderes Thema ist die Zwischenmenschlichkeit der einfachen Arbeiter. Die Menschen gehen hohe Risiken ein. Nicht unbedingt für sich selbst, sondern um die selbstzerstörerischen Lebensum-

stände der eigenen Familien, der Mitmenschen in diesen industriellen Satellitenstädten zu verbessern und die um sich greifende Umweltzerstörung aufzuhalten. Ob ihre Bitten im fernen Moskau Gehör finden, steht auf einem gänzlich anderen Blatt. In dieser Hinsicht verbreitet Bulytschow nur verhaltenen Optimismus.

Damalige Leser haben in dieser Form einen ersten Eindruck bekommen, wie umfassend die Umweltzerstörungen östlich von Moskau mit dem ausgetrockneten Aralsee – eine sich Jahre später erfüllende dunkle Prophezeiung –, der Tschernobyl Katastrophe nur ein Jahr vor dem Niederschreiben des Buches oder der schlechten Luft in den angesprochenen von der chemischen Industrie dominierten Städten ist. Vor allem zeigt Bulytschow auf, dass die Medien solche Katastrophen, negativen Abweichungen von den Fünf-Jahres-Plänen des Zentralkomitees gerne unter den Tisch kehren und die Öffentlichkeit weiterhin dumm halten. Diese Facette des Romans impliziert der Autor während des kurzen, noch einmal dunkler werdenden Endes. Vielleicht kann man aus heutiger Sicht Bulytschow auch ein wenig verklärte Naivität unterstellen, wenn sein verletzter Held mit den wichtigen Dokumenten nachts durch den Wald eilt, um einen Güterbahnhof zu erreichen, an dem manchmal, aber nicht immer Züge auf dem Weg gen Westen halten. Aber ganz nihilistisch wollte der Russe seine Geschichten nicht enden lassen.

Im Heyne Verlag ist sein Buch »Überlebende« erschienen, das auf einem fernen Planeten spielt und das Schicksal einer Gruppe von gestrandeten Astronauten auf

einer ihnen fremden Welt und die Bergungsmission ohne Kenntnis von Überlebenden beschreibt. »Der Tod im Stockwerk tiefer« ist die dunklere, auf realistische Art und Weise erzählte Variation dieser Geschichte.

Während die drei Satiren zum Lächeln, vielleicht auch zum Lachen animieren, bleibt dem Leser am Ende des Romans Kopfschütteln angesichts der wahren Verhältnisse nicht nur in Russland, sondern im Grunde überall auf der Welt, wo das rücksichtslose systemlose Produktivkapital auf das Interesse der heimischen Menschen trifft. Und das macht aus »Der Tod im Stockwerk tiefer« trotz einiger heute aus der Zeit gefallener, während des Katastrophenverlaufs und aufgrund der damaligen, antiquierten Technik nicht anders zu beschreibender Abläufe zu einer eindringlichen Lektüre, welche diese erstmalige deutsche Ausgabe mehr als rechtfertigt.

*(Thomas Harbach)*

Achim Stößer

### **DIE DUNKLE SEITE DER ERDE**

Blasphemische Science-Fiction-Geschichten

AndroSF 205, p.machinery, Winnert, August 2024, 272 Seiten, Paperback, ISBN 978 3 95765 403 8

Achim Stößer präsentiert in seiner guten zwei Dutzend Geschichten – und eine Ballade – umfassenden Storysammlung »Blasphemische Science-Fiction-Geschichten«. Nach der von K. U. Burgdorf und Rainer Schorm zusammengestellten Anthologie »C.R.E.D.O.« eine zweite Veröffentlichung



in der p.machinery, die sich mit dem allgegenwärtigen Thema Religion vor einem futuristisch-satirischen Hintergrund auseinandersetzt.

Nicht umsonst stellt Achim Stößer in seinem Vorwort die unter dem Begriff der Religion/Religionsfreiheit und Glaubenszwang zusammengefassten Errungenschaften der Menschheit pointiert wie überspitzt zusammen. Da er davon ausgeht, dass Vorwörter sowieso nicht gelesen werden, versucht der Autor einige Aspekte gleich mit der ersten Geschichte umzusetzen.

»Yäbusru sei Dank« eröffnet die Sammlung. Die Kurzgeschichte zeigt die Stärken, allerdings auch sehr gut die

Schwächen dieser Anthologie. Zu den Stärken gehört die bizarre Idee, das an einer Kette gezogene Raumschiffe voller Weltraummolusken – zumindest der Titel eines Heyne Robert A. Heinlein Romans lässt grüßen – die Erde erreichen und eine Art Religionsfusion anstreben. Die Idee ist bizarr und hätte das Potenzial für eine Novelle. Das Ende dieser satirischen Geschichte ist zwar konsequent, wirkt aber real betrachtet klischeehaft. Wenn Achim Stöber den satirischen Gedanken zu Ende führen wollte, dann wirkt dieses groteske Ende passend, überspannt aber die sanften und deutlich interessanteren Zwischentöne seiner Geschichte. Ein weiteres Problem sind die Charaktere. Sie wirken auf den Punkt hin konstruiert, sie dienen als Stellvertreter und Marionetten ihrer religiösen Ansichten, die auf die Spitze getrieben sind. Das ist auf der einen Seite notwendig wie konsequent, auf der anderen Seite in einer so kurzen Story allerdings auch überambitioniert.

In »Das Alien tanzt Walzer« erscheint die erst von hier drei präsentierten Geschichten um Pater Anselm das erste Mal. Die beiden Fortsetzungen hat Achim Stöber zusammen mit zwei Handvoll weiterer Erstveröffentlichungen – für diese Sammlung verfasst.

»Pater Anselms Marsmission« spielt in den Fünfzigerjahren des letzten Jahrhunderts. Der unorthodoxe Pater mit Afrikaerfahrung soll an Bord eines von Leonardo da Vinci gebauten Raumschiffs ins All vorstoßen. Nicht umsonst gibt es einen Hinweis auf STAR TREK und neue Schächchen für Gott sammeln. Auf dem Mars stößt er bei den Marsianern auf intellek-

tuelle Schwierigkeiten, wobei die Bewohner des Roten Planeten relativ friedlich sind. Immerhin kommt von der Erde nicht der Ramsch wie von anderen Außerirdischen. Die Dialoge sind pointiert und das Universum, das Achim Stöber entwickelt, vielschichtig. Immer wieder finden sich kleine Hinweise wie auch Seitenhiebe auf bekannte Ereignisse. Die Idee der Massai Bekehrung zu Beginn der Geschichte ist die Lektüre wert. Vor allem weil Achim Stöber keine perfekte Lösung präsentieren will und damit sowohl die Marsianer als auch der Pater ihr Gesicht wahren können. Das offene Ende dieser Geschichte fordert geradezu Fortsetzungen heraus.

Die beiden neuen Geschichten spielen auf den beiden Marsmonden Deimos und Phobos. Das wird im Titel ausdrücklich erwähnt. Beide Texte sind weiterhin in der Tagebuchform geschrieben, aber deutlich kürzer als die erste Geschichte. Neben den Marsgetreidekreisen – sie haben tatsächlich eine Bedeutung, die aber weder überirdisch noch wirklich bemerkenswert ist – ist es der Polytheismus, welche Pater Anselm sehr viele Probleme bereitet – von der kontinuierlichen Wiedergeburt und der Schöpfung von vor sieben Tagen ganz zu schweigen. Achim Stöber baut einige Ideen aus der Hauptgeschichte sowohl in »Die Schreckensmission« – spielt auf dem Marsmond Deimos – wie auch in »Die Furcht selbst« aus. Dabei wirkt »Die Furcht selbst« wie eine Mischung aus »Iron Sky- Nazis on the Moon« – nur haben die Nazis die Fluchtroute 1945 nicht zum Mond, sondern zum Marsmond Phobos genutzt – und dem alten Mars mit seinen gigantischen Gebäuden und Tempeln,

welche Autoren wie Burroughs oder Brackett in ihren Geschichten genutzt haben. Disziplin, Ordnung und der katholische Glaube – inklusive Zwiebackhostien – sind die Eckpfeiler, auf den Pater Anselm den Miss- oder Erfolg seiner Mission aufbaut. Auf Phobos hat er am wenigsten Arbeit und findet blühende Landschaften inklusive einer futuristischen Klontechnik vor. Der letzte prophetische Satz – in der Science Fiction ein geflügeltes Wort – verspricht weitere Abenteuer des in seinem Glauben unerschütterlichen wie naturwissenschaftlich komplett naiven Paters auf den anderen ihm zur Verfügung stehenden Welten des Sonnensystems.

Außerirdische auf der Erde sowie einen Pater auf einer Mission hat Achim Stößer in den ersten Geschichten dieser Anthologie abgehandelt. Da fehlt im Grunde nur die Umdrehung des Themas mit Menschen im All an Bord der unbekanntenen Raumschiffe. »Herrgottsack« beschreibt eine solche Reise an Bord eines fremden Raumschiffs, wobei der Reisebegleiter sich einen einzigartigen Akzent angewöhnt hat. Die Idee wird aber im Laufe der Geschichte schal, der Plot ist wie bei einigen anderen Storys dieser Sammlung für den zur Verfügung stehenden Erzählraum zu karg ausgestaltet und bis auf einigen Spitzen – der rote Faden dieser Anthologie – kann der ansonsten mindestens routiniert schreibende Autor nicht wirklich viel Plot in »Herrgottsack« anbieten.

In »Silvesterfeuerwerk« kommen die Fremden natürlich zum schlechtesten Zeitpunkt eines Jahres. Der Bezug zu den religiösen Themen ergibt sich aus der Be-

satzung, ist aber nicht zwingend notwendig. Die Handlung wird aus zwei Perspektiven erzählt, wobei der Leser das Finale ahnt. Die Durchschnittsfamilie mit Haustieren, am Handy spielenden Teenager und dem obligatorischen »Dinner for One« im Fernsehen, dem Feuerwerk vom letzten Jahr und der finalen Rakete ist wenig interessant beschrieben. Die Außerirdischen mit ihrem leicht chaotischen Vorgehen – so wird ein Sprung wegen eines natürlichen Bedürfnisses verpasst – wirken da schon liebenswerter, irgendwie sympathischer, aber der zu wenig überraschende Plot macht »Silvesterfeuerwerk« zu einer der schwächsten Storys dieser Sammlung.

Auch in »Elohim« besuchen die Außerirdischen zum zweiten Mal die Erde. Der Fortschritt ist überschaubar, wie drei Episoden auf der Erde zeigen. Der Tonfall schwankt zwischen satirisch – die Séance mit dem höchst lebendigen »Großvater« – kitschig – der Familienbesuch zu Weihnachten – bis zynisch – der Sextourismus in Asien – hin und her. Dazwischen finden sich teilweise lange Zitate aus der Bibel und die verzweifelte Außerirdischen, die sich dem blauen Planeten nur auf eine Schwanzlänge nähern wollen. Die einzelnen Komponenten passen nur bedingt zusammen, wirken teilweise konstruiert, auch wenn sich viele Ideen in dieser Story verstecken.

»Halbleben« gehört zu den dunkelsten Geschichten der Anthologie. Vor seinem körperlichen Tod hat sich der Protagonist mit seinen neunzig Jahren zu einem Experiment freiwillig gemeldet. Das Bewusstsein, vielleicht auch die Seele, soll im

Halbleben weiter existieren. Der größte Teil der kurzen Story ist aus der Perspektive des Probanden geschrieben worden. Im letzten Abschnitt wechselt Achim Stöber die Perspektive und präsentiert die schon eingangs implizierte nihilistische Auflösung. Sie ist keine wirkliche Überraschung, aber den Kampf gegen den geistigen Verfall hat der Autor eindringlich niedergeschrieben.

In »Das Mal« werden Köpfe zum Wohle des Überlebens amputiert. Zumindest bei einem wichtigen Kirchenoberhaupt, das nach einer zweiten Chance, dem Leben nach dem Tod, sucht. Der Kopf wurde eingefroren und nach der »Erweckung« steht ihm auch ein Androidenkörper trotz der zusammengebrochenen Infrastruktur zur Verfügung. Die Erde ist allerdings zu einem Albtraum geworden. Mutierte Tiere, verstümmelte Menschen, ein genereller Rückfall in die Primitivität. Allerdings dreht der Autor den Plot im letzten Abschnitt der Geschichte. Er verweigert dem Protagonisten einen kompletten Blick auf sein Werk, aber der Leser erkennt, dass der Erneuer der (westlichen) Kirche nicht wirklich sonderlich erfolgreich gewesen ist. Achim Stöber spielt anfänglich mit einigen bekannten Versatzstücken des Genres, kann sie aber mit dem kraftvollen Ende befriedigend zusammenfügen.

Das Labyrinth im Kopf, die Irrwege der Zeit bilden die Grundlage von »All die Irrgaerten«. Der Hintergrund der Geschichte ist dabei sehr viel lebendiger und besser ausgestaltet. Er lebt nicht nur von der fast surrealistischen Lebensgemeinschaft mit der Affinität für Gehirne, nicht selten als Maisfelder abgebildet und der archaisch

wirkenden Religionsgemeinschaft. Auch aus dem »Kinderbuch« wird zitiert. Dessen Handlung ist durch die für solche Literatur manchmal ein wenig zu belehrende Art und Weise vorhersehbar, aber zusammengefasst ergibt sich eine interessante Mischung aus einer möglichen Science-Fiction-Idee – der Erzähler macht zwar deutlich, was ihm geschehen ist, Beweise gibt es aber nicht – und einer seltsamen Gemeinschaft.

Auch in »Eiszeit« geht es um einen Menschen, der durch die Zeit fällt. Auch er scheint nicht aus der dem Leser vertrauten Gegenwart zu kommen, sie liegt aber näher dran als zum Beispiel in »All die Irrgaerten«. Auf dem Weg in die Vergangenheit schwankt der Protagonist immer zwischen den Gefahren wie einem angreifenden bewaffneten Römer und der Angst, durch seine Anwesenheit und seine Handlungen die Vergangenheit zu verändern und damit vielleicht eine andere, nicht unbedingt bessere Zukunft entstehen zu lassen hin und her. Er greift auf zahlreiche Bibelzitate zurück und lebt schließlich in der Drachenzzeit, ein weiterer Hinweis, dass es sich nicht um eine klassische Zeitreise handelt, sondern Achim Stöber das Sujet eher nutzt, um eine gänzlich andere, allerdings bedingt bibelfeste, religiöse aber nicht unbedingt hintergründig zufriedenstellende Story zu erzählen. Stilistisch sind beide Geschichten expressiv, auf den Kern fokussiert und entsprechend auch erzählt. Aber diese Enge hinterlässt im Leser aufgrund der sehr distanzierten Erzählweise und der eher funktionalen Charakterisierung der Protagonisten zu viele Fragen, mit denen sich der Leser abseits

der Handlung zu beschäftigen beginnt und den Kerngedanken der beiden Storys aus dem Fokus verliert.

Auch wenn »Fußstapfen« vor einem Science-Fiction-Hintergrund spielt, ist das Thema allgegenwärtig. Ein Anschlag auf Armstrongs Fussabdruck auf dem Mond führt zu einer bizarren Diskussion zwischen dem Täter und der Psychologin. Aus dessen Sicht ist alles relativ, jeder Beweis lässt sich fälschen und alle Tatsachen werden ignoriert. Die Dialoge sind pointiert, die Pointe bezieht sich auf den Titel der Geschichte und die Zeitlosigkeit der Thematik unterstreicht die »Fake News« Gegenwart.

Auch in »Chronopsie« spielt ein (religiöser) Fanatiker eine Rolle. Technisch aufwendig und teuer können Bilder in der Vergangenheit aufgenommen werden. Die Vergangenheit kann nicht verändert werden, die Zukunft ist noch im Entstehen. Ein religiöser Fanatiker will den Tag der Schöpfung vor 6046 Jahren aufnehmen und zwingt die Forscherin, die Computer entsprechend zu programmieren. Ein Nervenspiel entwickelt sich. Dabei hilft ihr nicht unbedingt, dass der Werkstudent seine eigenen Ansichten zu Religion hat und diese auch leicht verkündet. Um Zeit zu gewinnen, präsentiert die Protagonisten eine ungewöhnliche Lösung, welche den betriebsblinden Fanatiker befriedigt. Die geradlinige, teilweise bizarre Handlung wird durch die pointierten Dialoge und vor allem einige kleine historische »Seitenhiebe« sehr gut unterstützt.

Bei »I.N.R.I. Robot« verrät der Titel zu früh die Pointe der Geschichte. Während in »Chronopsie« nur Bilder in der Vergan-

genheit gemacht werden, sind die Wissenschaftler in dieser Geschichte einen deutlichen Schritt weiter. Der erste Androide (es gibt eine begriffliche Diskussion in der Geschichte) ist bereit, in die Vergangenheit geschickt zu werden. Der größte Teil der Story geht für die eher intellektuelle Diskussion; die kurze handgreifliche Begutachtung des Boten und schließlich die Lektüre in der Bibel drauf. Die Pointe ist – wie schon erwähnt – im Titel ausgedrückt. Die Protagonisten erscheinen eher schematisch charakterisiert. Es ist immer problematisch, wenn der Roboter mehr Leben ausstrahlt als die menschlichen Protagonisten, sodass das Potenzial der Geschichte viel zu früh verpufft.

»Kolaus, der Wahre« – auch hier versteckt sich im Titel ein wichtiger Teil der Pointe ist eine Second-Contact-Geschichte. Ein Raumfahrer wird von den Schäden konfrontiert, die ein vor ihm gelandeter oder gestrandeter Raumfahrer bei der Bevölkerung des Planeten angerichtet hat. Er hat eine neue Religion mit einem besonderen Gott etabliert, wobei die drakonischen Strafen – der Ich-Erzähler erfährt sie in einer Hommage an Ambrose Bierce während des Erzählens am eigenen Leib – von den Einheimischen übernommen und nur verfeinert/verändert worden sind. Neben der bitteren Pointe zeigt Achim Stößer den Wahn auf, mit dem die kleinsten Vergehen im Namen eines jetzt besonderen Gottes auf eine perfide/perverse Art und Weise bestraft werden.

»Maulkörbe« ist eine interessante Story, deren Hintergrund noch mehr hätte ausgearbeitet werden können. Es sind so viele Details vorhanden, dass der Leser

einiges überlesen könnte. In dieser Welt müssen die Frauen an der Leine geführt werden und tragen natürlich zu ihrem eigenen Schutz Maulkörbe. Anscheinend erfolgte keine Entdeckung der Neuen Welt, sondern die Alte Welt wurde von Lateinamerika aus besucht und religiös erobert. Eine kleine Gruppe von Widerständlern sucht einen Punkt in der Vergangenheit, um diese Invasion zu verhindern. Mittels Quantenmechanik soll ein entsprechender Gedanke im richtigen Moment im geeigneten »Mann« platziert werden. Der Leser ahnt die Pointe, aber Achim Stöber zeigt in Person des überforderten, stoischen Historikers auf, dass das auf den ersten Blick fremde, Abstoßende vielleicht nicht ganz so unerträglich ist, wie es den Anschein hat. Die dem Leser vertraute Realität könnte sich als schlimmer erweisen.

Achim Stöber verleiht einem weiteren geflügelten Wort mit »Schmarotzer« eine neue Dimension. Über weite Strecken ist seine ungewöhnliche Invasionsgeschichte flott geschrieben und wirkt wie eine komprimierte, aber auch groteske Variation einer positiv gesprochen Uwe Post Parodie auf die Genreklischees mit dem zu entführenden Papst inklusiv des entsprechenden Doubles, einem verrückten Plan und abschließend einem bittersüßen vorläufigen Ende. Hier wirkt der Autor plötzlich allerdings viel zu überambitioniert, will zu viele Ideen auf zu wenig Raum packen und unterminiert seinen guten wie gelungenen Auftakt. Wahrscheinlich ist es sinnvoll, die guten Aspekte aus der ersten Hälfte der Geschichte als Ausgangspunkt für eine deutlich längere Arbeit bis zum

Roman zu nehmen und die Hektik des Endes effektiver zu glätten.

Das zeigt sich auch bei der paranoid humorvollen Geschichte »Mimikry«. Der Bahnhof und seine Umgebung als besonderer religiöser wie kultureller Schmelztiegel. Der Erzähler nutzt dabei hinsichtlich der Vollkörper Vermummung einige absonderliche Entschuldigungen, um diesen zivilisatorischen Rückschritt zu erklären. Bis er eines Nachts eine Vermummte überfährt und eine nicht zu beweisende, aber verstörende Entdeckung macht. Deutlich humorvoller als einige andere Geschichten dieser Sammlung gewinnt der Text seinen Reiz aus der Alltäglichkeit und wer öfter Zeit an Bahnhöfen verbringt, wird die wahren Worte zwischen den Zeilen insbesondere zu Beginn der Story erkennen und schätzen.

Auch »Eins und eins macht zwei« ist eine humorvolle Alien-Geschichte. Aber sowohl bei den Fremden als auch auf der Erde funktioniert die Pointe eher in der Theorie. Die Außerirdischen landen und ihr Sprecher verkündet insgesamt drei Weisheiten, welche schwere positive Folgen für das menschliche Zusammenleben haben. Die Pointe lässt die »Prophezeiungen« im richtigen Kontakt erscheinen, auch wenn der Vergleich natürlich hinkt.

Neben den Geschichten um Pater Anselm hat Achim Stöber mit dem »Bug Eyed Monster« eine weitere Trilogie veröffentlicht. Alle drei Geschichten sind keine Erstveröffentlichungen und spielen in der chronologischen Reihenfolge zu unterschiedlichen Zeiten – die Zeit des Hochhausbaus in New York; im Dritten Reich und schließlich in der DDR –, aber in der

dritten Geschichte schreibt Achim Stößer, dass sein schleimiger Außerirdischer Rruuptuurr zum zweiten Mal auf der Erde gewesen ist. Chronologisch hätte es das dritte Mal sein müssen und der Anschluss zwischen der zweiten Geschichte »Sternsplitter« und dem dritten Text »Return of the Bug Eyed Monster« passt auch nicht ganz. Ignoriert der Leser die zwischen »Bug-Eyed Monster: First Kiss« und »Return of the Bug Eyed Monster« liegende »Sternsplitter«-Geschichte, dann funktioniert es besser. In der ersten Geschichte rettet der schleimig, stetig betende und sich im Sonnensystem versteckte außerirdische Psychopath im ironischen Sinne eine Frau, die sich mit ihrem ungeborenen Baby von einem der unfertigen Wolkenkratzer stürzen will. Die Entführung erweckt plötzlich ihren Lebenswillen. In der chronologischen zweiten Story »Sternsplitter« werden eine blonde Mai und ihr stolzer Wehrmachtsheld entführt und der absichtlich wie das schleimige Monster der amerikanischen Pulps wirkende Rruuptuurr kommt seinem Ziel einen wichtigen, aber nicht finalen Schritt näher. Erst in der finalen Geschichte mit einer jungen Frau aus der DDR, mit der Lebensmittelknappheit kämpfend, kann er sein göttliches Werk vollenden. Die »Trilogie« wirkt nur bedingt überzeugend. Es kommt zu einigen Überschneiden zwischen »Sternsplitter« und »Return of the Bug Eyed Monster«. Die Handlung läuft nach dem gleichen Schema vor allerdings anderen Hintergründen ab. Rruuptuurr ist ohne Frage ein bizarrer Charakter und trotz der Kürze der Texte verleiht Achim Stößer seinem Handeln aus der

verzerrten Perspektive eines Psychopathen eine gewisse innere Logik, aber die Geschichten verlieren schnell, in dieser Kombination für den letzten Text unglücklich schnell an Originalität und Momentum.

Eine der eindrucksvollsten Geschichten ist »Veni, Vidi«. Zwar in der Ich-Erzählperspektive geschrieben, greift der lange Zeit blinde Protagonist nicht zu weit in seinem Leben vor. Religion ist von Anfang an sein Schicksal. Seine Mutter wurde von einem Priester vergewaltigt und hat während der Schwangerschaft Drogen genommen. Später ist sie in einer kirchlichen Einrichtung aufgenommen worden, konnte ihr Kind gebären. Der Ich-Erzähler ist eher ein hochintelligenter Pragmatiker, den es nervt, wenn seine Handlung immer als Gott gegeben angesehen werden. So rettet er als Blinder ein ertrinkendes Mädchen, die Mutter dankt ihm aber nur eingeschränkt. Eine fantastische Erfindung vergisst er zu patentieren, damit hätte er Millionen von Blinden das Leben erleichtert und die eigene Kasse aufgefüllt. So profitieren andere. Die Geschichte ist in einem lakonisch-zynischen Stil niedergeschrieben worden. Auch die Wende – er findet seine wahre Liebe – wird süßsauer präsentiert, denn sein Wunsch, sehen zu können, ist bis auf seine Freundin bittersüß. Manchmal ist es doch leichter, die Augen vor der Welt zu verschließen. Achim Stöbers Story funktioniert, weil Religion und damit auch die Interpretation göttlicher Taten basierend auf falschen Prämissen allgegenwärtig ist, aber sie dient eher als eine Art Erklärung, warum der Ich-Erzähler einem ganz anderen

geflügelten Wort vertraut: »Hilft Dir selbst, dann hilft Dir Gott«. Aus der Perspektive des Protagonisten allerdings um den Hinweis ergänzt, wenn er nicht hilft, spielt es zu diesem Zeitpunkt auch keine Rolle mehr. Das macht den Reiz der gut geschriebenen, sehr lebendigen und weniger als bei anderen Texten auf die Pointe konstruierten Story aus.

Wie gefährlich Buchhandlungen sein können, zeigt Achim Stöber in der gleichnamigen Geschichte. Vielleicht hat das Alien auch nur ein wenig Pech, wenn er im sekundärliterarischen Bereich diese vier Titel als beispielhaft für die Menschen anschaut. Ein wenig literarische Freiheit gönnt sich der Autor zumindest bei einem Buch, so frei verkäuflich ist die Gewaltpornografie nun doch nicht.

»Blutige Engel« ist auf der einen Seite eine intensive Story mit dem Protagonisten, der verzweifelt nach seinem Jungen sucht und ihn in der abgegrenzten Stadt der Engel findet. Allerdings bedeutet das nicht, dass er gleich gerettet ist. Auf der anderen Seite verfügt die Story über so viele Wendungen, rudimentäre Hintergrundinformationen und einen zu glatten Handlungsverlauf, als dass sie abschließend zufriedenstellt. Auch hier wäre eine kurze Novelle deutlich besser geeignet, um die auf den ersten Blick sehr stringente Handlung vielschichtiger, nuancierter zu erzählen.

Zu den besten Geschichten gehört der letzte Beitrag »Bethlehem«. Die Lebensgeschichte Yeshua als Miniserie erzählt als Zusammenfassung der einzelnen Episoden inklusive Trivia und Filmfehler. Die Wunderkräfte des angeblichen Gottessoh-

nes sind Geschenke zweier Außerirdischer mit der entsprechenden Manna Maschine als Dreingabe. Erik von Däniken wäre begeistert. Mit einem Augenzwinkern erzählt, nimmt der Autor auch die entsprechende Produktion von Soap-Dramen auf den Arm.

Viele Geschichten dieser Anthologie handeln vom Reisen durch die Zeit oder dem Betrachten der Vergangenheit. Da passt eine Ballade – »Da Vincis Zeitmaschine« – fast perfekt dazu. Technisch sauber reimt sich Achim Stöber durch einige Anekdoten und stellt augenzwinkernd manches Klischee auf den Kopf.

Zusammengefasst ist »Die dunkle Seite der Erde« eine qualitativ sehr gemischte Lektüre. Natürlich erfüllt Achim Stöber einige Voraussetzungen für blasphemische Texte. In der strengeren Definition handelt es sich bei Blasphemie ja um Rufschädigung, mittelalterlich abgeleitet auch als »Gott lästern«. Das ist nicht bei allen Geschichten grundsätzlich der Fall, auch wenn das Spektrum vom Schaffen einer pervertierten neuen Religion bis zur Erschaffung eines eigenen Schöpfungsprozesses reicht. Die Begegnungen mit Außerirdischen – von der Anzahl her gleichberechtigt – stehen neben den zahlreichen Zeitreisen, die direkt mittels Androiden oder indirekt durch den Blick zurück unternommen werden. Viele Texte tragen in sich originelle Ideen, die in der vorliegenden Kurzform zu wenig nachhaltig ausgearbeitet worden sind. Oder andersherum, den kürzeren Texten fehlt die Leichtigkeit, erzählerisch auf die Pointe zuzusteuern und den Leser zu verblüffen. Achim Stöber komprimiert sich zu sehr

und nicht immer möchte der Leser den Hintergrund in der eigenen Fantasie ausmalen oder den rudimentären, wie zufällig eingestreuten Bemerkungen folgen. Der Leser hat das unbestimmte Gefühl, als wenn die Idee einer Anthologie mit »blasphemistischen Science-Fiction-Geschichten« den Autoren bei den hier gesammelten Erstveröffentlichungen ein wenig gehemmt hat. Die Nachdrucke früherer Texte wirken provokanter und auch flüssiger. Damit soll nicht zum Ausdruck gebracht werden, dass die Geschichten per se nicht lesenswert sind, aber angesichts der vom Autoren vorgegebenen Prämisse wirken die gesammelten Storys manchmal zu stringent, zu wenig in der Gestaltung oder im Plot in der Masse, aber nicht in der Tiefe überraschend genug, um aus »Die dunkle Seite der Erde« eine herausragende oder auch nur überdurchschnittliche Anthologie zu machen. Achim Stößer ist ein routinierter, erfahrener und durchaus versierter Kurzgeschichtenautor, der seit vielen Jahren immer wieder gute bis herausragende Storys präsentiert, aber irgendwie springt der erwünschte Funke hier leider bei zu wenigen Texten über.

*(Thomas Harbach)*



Cecy Robson

**BLOODGUARD**  
(Bloodguard – 2024)

Aus dem amerikanischen Englisch von Julian Müller

Piper Verlag, März 2025, Hardcover, 605 Seiten, ISBN 978-3-492-70676-6

Willkommen in der Arena des Kolosseums von Arrow. Seitdem der High Lord als Regent herrscht, sind die Bloodguard-Spiele noch weit brutaler und tödlicher geworden, als sie es ohnehin schon waren.

Ich habe gerade noch vier Kämpfe vor mir, die ich natürlich erst einmal lebendig überstehen und siegreich beenden sollte, um meine Freiheit, das Bürgerrecht sowie genügend Geld für meine erkrankte kleine

Schwester zu erreichen. Allerdings sieht es mit allem schlecht aus. Der Regent und sein skrupelloser Sohn bestimmen im Voraus, wer in den Adelsstand aufsteigen kann und darf. Und wirklich Freunde sind wir gerade nicht.

Dank seines Einflusses wartet in der Arena nicht nur ein Gegner auf mich, sondern gleich die ganze Gladiatorentruppe. Damit es auch ja nicht zu langweilig wird, hat der Regent flugs noch einen jungen Drachen organisiert – allen Wahrscheinlichkeiten zum Trotz überlebe ich.

Damit aber erzeuge ich das Interesse einer Elfe. Niemand anderes als die Thronerin hat ausgerechnet mich auserkoren, ihr beim Überleben am Hof zu helfen und ihr Erbe zu sichern. Inzwischen weiß ich, dass der Hof noch weit gefährlicher ist als die Arena ...

Was ist das für ein Buch, das uns Piper hier präsentiert? Äußerlich mit einem wirklich eindrucksvollen Cover bedacht, sticht es uns in der Buchhandlung sofort ins Auge und weckt unsere Neugier, was uns hier wohl erwartet.

Robson hat für ihren Roman ausführlich und sorgfältig recherchiert. Man merkt dem Text an, dass sie das Leben und Wirken von Gladiatoren, insbesondere im Römischen Reich, zum Vorbild genommen hat, um uns mit packenden Kampfbeschreibungen an die Seiten zu bannen.

Leider bleibt sowohl der Weltbau als auch die Charakterzeichnung dagegen rudimentär. Gerade die Antagonisten werden recht plakativ und flach gezeichnet, ihre Motivation bleibt blass. Hier macht

es sich die Autorin etwas zu einfach. Auch die auftretenden Fremdassen – Elfen, Zwerge, Oger etc. – werden auf ihre äußeren Unterschiede zu den Menschen reduziert, charakterlich unterscheiden sie sich kaum. Dieser Ansatz bleibt zu oberflächlich und verschenkt das Potenzial für tiefere Konflikte und Unterschiede zwischen den Rassen.

Einzige Ausnahme bei der Figurenzeichnung bleiben unsere beiden Erzähler. Hier, der Gladiator, der von Sorge um die Schwester zerfressen alles tut, um zu überleben und zu triumphieren. Dort die Elfe, die versucht, den Intrigen des Statthalters zu entgehen, ihr Erbe zu sichern, sowie den inhaftierten Vater zu befreien.

Die aufkommende Faszination zwischen den aus so unterschiedlichen Welten Stammenden nehmen wiederum, dem Sub-Genre entsprechend, breiten Raum ein. Hier kommen dann große Gefühle und Leidenschaften ins Spiel, die das Werk zunehmend dominieren.

So driftet der Roman, nach einem fulminanten Beginn, in die Romantasy ab, findet dort sein Publikum, während die Fantasy-Fans das Buch leider etwas enttäuscht zuklappen werden.

*(Carsten Kuhr)*



Gabriele Behrend  
**Die vom Glück  
 Verdorbenen**

Roman

Zwischen den Stühlen

Gabriele Behrend

**DIE VOM GLÜCK VERDORBENEN**

Zwischen den Stühlen 7, p.machinery,  
 Winnert, März 2023, 160 Seiten, Paper-  
 back, ISBN 978 3 95765 327 7

Vor allem Gabriele Behrends Romane sind im positiven Sinne Wundertüten. Nicht nur die thematische, aber immer emotionale wie soziale Breite, sondern die schwierigen Ausgangsprämissen – beginnend mit Geisteskrankheiten und endend mit einer allerdings leicht schematischen Auseinandersetzung ökologisch-sozialer Probleme in der vorliegenden Geschichte, machen ihre von pointierten lebendigen

Dialogen geschriebenen Geschichten so besonders. Dass die längeren Arbeiten ihr die Möglichkeit geben, ihre grundsätzlich lebendigen, aber mit Ecken und Kanten versehenen dreidimensionalen Protagonisten noch dreidimensionaler zu entwickeln, versteht sich fast von selbst.

Eingeleitet mit einem selbst kreierten Titelbild ist »Die vom Glück Verdorbenen« – der Titel ist eher symbolisch anzusehen – eine breite Mischung aus Werner Zilligs Grundidee aus »Die Parzelle« – eine kleine Gemeinschaft anarchistischer Charaktere wehrt sich in isolierten Räumen gegen das kapitalistische System – und »Feld der Träume« – ihr müsst nur an die eigene Stärke, an die eigene Überzeugung glauben, dann kommt er zwar nicht, aber die Mauern in den Köpfen vieler Menschen werden durchlässiger –, aber trotzdem eine eigenständige kurzweilige Lektüre.

Die größte Schwäche des Buches ist das Ende. Es kommt schnell, es ist romantisch, kitschig, cineastisch und irgendwie auch zu pragmatisch. Natürlich sind die Türen ein klein wenig offener hinsichtlich einer fairen Zukunft; einem Zugang zu gesunden Lebensmitteln; natürlich haben sich einige Protagonisten nach dieser wilden, aber hinsichtlich des Epilogs auch einige Jahre zurückliegenden Zeit das im Titel angesprochene »Glück« verdient, das sie nicht verdorben hat, sondern dass sie sich mit harter Arbeit und fast stoischer Willenskraft unter entsprechenden Opfern verdient haben. Aber Gabriele Behrend spielt auch nicht ganz fair mit ihren Figuren, denn das öffentliche Glück ist ihnen quasi durch den Tod einer wichti-

gen Figur und dessen im Grunde vergifteten Erbe in den Schoß gefallen. Und es wird auch nur ein kleiner Teil dieses Erbes umgewandelt. Hinzu kommt, dass eine der Figuren im Grunde ihre Wurzeln, die kraftvolle Quelle ihrer Persönlichkeit zugunsten eines persönlichen Glücks und damit auch einer anderen Lebensqualität zur Seite schieben muss. Nichts gegen Romantik, gegen ein wenig Kitsch oder gar das Kino ... aber Gabriele Behrend hätte den zu Beginn etablierten anarchistischen Wurzeln ihrer Hippie Bewegung treuer bleiben können, um diesen progressiven und intellektuell an vielen anderen Stellen auch stimulierenden Roman aus einer mehr provozierenden, aber nicht weniger stimmigen Note enden zu lassen.

Betrachtet der Leser die Geschichte allerdings aus zwei unterschiedlichen, auf den ersten Blick konträren Perspektiven, wird das Ende stimmiger. Es ist in vielen Punkten auch eine Coming-of-Age-Geschichte, wobei die Charaktere keine Jugendlichen sind. Aber sie sind emotional nicht alle ausreichend entwickelt.

Ausgangsbasis ist in einer südenenglischen Stadt namens Basingstoke die Entwicklung der Bevölkerung. Basingstoke steht dabei eher für eine globale Bewegung, wobei Gabriele Behrend Politik außerhalb der Stadtgrenzen weitgehend ignoriert und sich alleine auf die Entwicklungen in dieser mittleren englischen Stadt konzentriert. Seit einigen Jahren mussten die Anbauflächen der stetig wachsenden Bevölkerung weichen. Ganze Wohnviertel voll anonymer Hochhäuser, umgeben von einer pragmatischen wie seelenlosen Infrastruktur sind entstan-

den. Die Menschen sind vor allem von den dominierenden Lebensmittelproduzenten in Klassen eingruppiert worden. Auch hier konzentriert sich Gabriele Behrend auf das Notwendigste, reduziert die Geschichte auf den Konflikt zwischen der kleinen Gruppe von Oligarchen, welche den Markt unter sich aufgeteilt haben; der lange Zeit passiv zuschauenden Lebensmittelbehörde und den schon angesprochenen im Titel erwähnten Anarchisten, die alle unterschiedliche Interessen gegenüber und an ihren Kunden, den Verbrauchern haben. Die verbauten Weideflächen sind durch perfektionierte Hydrokulturen ersetzt worden, die im vertikalen Anbau entlang der Hochhäuser fast ironisch überzogen blühen und gedeihen. Es sind minderwertige Lebensmittel, die nicht selten »optimiert« werden, damit die Gewinne der Konzerne weiter sprudeln. Ohne Kontrolle der entsprechenden Behörden.

Viggo Carver ist der CEO einer dieser Anbau Fabriken. Er stellt fest, dass die Wasserversorgung unregelmäßiger wird. Anscheinend wird irgendwo Wasser abgezapft. Er vermutet hinter diesen Aktionen die Wildgärtner, die Guerilla Gardeners, welche vor allem die arme Bevölkerung zusätzlich mit Obst und Gemüse zum Selbstkostenpreis versorgt. Das schmälert ausgerechnet die besten Margen.

Rufus Orer ist Carvers illegitimer Sohn aus einer früheren Beziehung. Rufus Orer hat gerade die Wildgärtnerin Stella kennengelernt und sich in das Mädchen verliebt. Aber Rufus Orer ist weniger auf der Suche nach Liebe, sondern Anerkennung durch seinen Vater, der ihn für eine Undercovermission missbraucht. Er soll

mehr über die Wildgärtner herausfinden, damit Carver sie mittels seines paranoiden Sicherheitschefs – fast wie ein Klischee gibt er sich als Spitznamen die Bezeichnung seiner Waffe Sig – vernichten kann.

Natürlich steht Rufus – typisch für diese Art von Geschichten und doch von Gabriele Behrend mit einer doppelten Zwickmühle interessanter aufbereitet, als der Leser es erwartet – zwischen beiden Stühlen. Er beginnt, die Guerilla Gardener und ihre offene Lebensart zu schätzen. Er mag die Arbeit an den Pflanzen, versteckt auf den Dächern der Hochhäuser – wobei hier die Tatsache ignoriert wird, dass es anscheinend in Gabriele Behrens Gesellschaft keine opportunistischen Spitzel gibt – oder den seelenlosen Betonlandschaften. Aber vor allem hat er sich in Stella verliebt, die in ihm lange mehr einen Kameraden als einen potenziellen Liebhaber oder gar einen Mann fürs restliche Leben sieht. Auf der anderen Seite in seinem ihm zur Verfügung gestellten Appartement, der Gier nach Aufmerksamkeit und sozialer Anerkennung, nicht nur durch seinen Vater, ist die Verführung groß. Rufus bewegt sich auf einem schwierigen Pfad zwischen Familie – hinsichtlich seines narzisstischen Vaters mit einem unterdrückten schlechten Gewissen eher ironisch gemeint – und einer perfekten, gleichberechtigten wie bunt gemischten Gemeinschaft, die über nur rudimentäre hierarchische Strukturen verfügt; dezentral organisiert ist und den Menschen nur Gutes tun will. Zurück zur Natur und damit zu gesunder Ernährung, ausgerechnet durch die Menschen, denen

in der Gegenwart der Leser viele Vorurteile und Skepsis entgegenschlagen. Nicht umsonst beschreibt Gabriele Behrend diese kleine Gemeinschaft – der Leser lernt im Grunde nur die Sektion D kennen, nicht die erste Gruppe – als Hippies, vielleicht auch als Träumer, die aber schnell auf eine erstaunlich pragmatische Art und Weise lernen, die eigenen Träume und Vorstellungen zu relativieren und das zu schützen, was ihnen wichtig ist.

Rufus ist Dreh- und Angelpunkt der Geschichte. Ein Mann, der seinen Vater sucht und Verantwortung zu übernehmen lernt. Rufus als Getriebener zwischen den Welten. Gabriele Behrend stellt ihn bewusst nicht als Täter dar. Es gibt viele kleine Szenen, in denen der Leser vielleicht sogar ein aktives Handeln gegen die Guerilla Gärtner aus emotionaler Enttäuschung verstehen könnte, aber auf diese Plattitüden verzichtet Gabriele Behrend. Rufus ist von Beginn an mehr Opfer als Täter. Vom eigenen Vater mit falschen Versprechungen eingefangen, kann Rufus nur noch reagieren, obwohl er gegenüber seinem Vater auch aktiv agiert. Aber jede Aktion fordert auch eine nicht zu kontrollierende Reaktion heraus und am Ende (bis zum Epilog) ist es nur ein Pyrrhussieg, der errungen werden kann. Der moralische Sieger ist der klassische Verlierer eines von Konglomeraten kontrollierten Systems, über das selbst Männer wie Carver die Controller verloren haben.

Rufus als Romeo steht seiner Julia namens Stella gegenüber. Sie ist lebendig, sie ist offenerzig. Ihre freundliche Art könnte und wird von Männern falsch verstanden. Sie ist aber auch entschlossen,

sie ist entscheidungsfreudig und vielleicht emotional auch ein wenig blind hinsichtlich ihrer erotischen Ausstrahlung. Im Gegensatz zu Rufus steht sie nicht im Mittelpunkt der Guerilla Gardener. Diese Rolle hat Gabriele Behrend einigen wirklich schön gezeichneten Nebencharakteren überlassen, die mit ihrer Präsenz eine gewisse Rationalität in diese ökologisch anarchische Gruppe, aber noch keine Bewegung bringen. Aber wie Rufus ist Stella auch ein Mittler gegenüber dem Leser, in dem sie stellvertretend Rufus die Bestrebungen, die Ziele der kleinen Gruppe erläutert und beide – Leser wie Rufus – quasi in diesem sehr stringenten, auf der einen Seite kompakten, aber niemals wirklich hektischen Roman mitreißt.

Wo es »Helden« gibt, muss es auch Schurken geben. Viggo Carver ist ein schwieriger Charakter. Er ist sicherlich nicht der schlimmste Besitzer/Geschäftsführer der Lebensmittelproduzenten – auch zu diesem Thema hat Gabriele Behrend einen kleinen Exkurs im Köcher, der aber unbefriedigend im Nichts endet –, aber er geht am Aktivsten gehen die Gärtner Anarchisten vor und scheut sich auch nicht, Menschen zu töten. Da hilft auch das vor allem »traumatische« schlechte Gewissen gegenüber seiner ersten Liebe und Rufus Mutter nicht viel. Er nutzt Rufus aus, ihn interessiert lange Zeit seine Herkunft trotz der immer wieder angesprochenen Träume nicht wirklich. Die Läuterung ist Propaganda; der verzweifelte Versuch, in der erstaunlich passiven Öffentlichkeit nicht ganz das Gesicht zu verlieren. Seine rechte Hand – der paranoide Sig – wirkt dagegen zu sehr dem Klischee

geschuldet. Brutal, narzisstisch und vom Ehrgeiz getrieben. Aber solche Figuren benötigt die Geschichte, um sie spannungstechnisch voranzutreiben und vor allem die Dramatik zwischen den einzelnen Charakteren plastischer, griffiger und überzeugender darzustellen. Gewinnmaximierung zulasten der Kunden; eine hierarchisch fast monopolistische Gemeinschaft, welche den »Markt« nach Vierteln unter sich aufgeteilt hat. Der einzige Wettbewerb kommt von oben aus den wilden Gärten. Es ist ein Wettbewerber, dem sich die Konzerne nicht wirklich stellen können, denn der kommunale und damit auch rein sozialistische Gedanke der kleinen Gruppen mit ihrer grundsätzlich autarken Lebensweise – die Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln zum Selbstkostenpreis kommt nur oben drauf – ist nicht multiplizierbar. Natürlich lässt sich sachlich ökonomisch diskutieren, ob die wilden Gärtner überhaupt in der Lage wären, die Bevölkerung ausreichend zu versorgen. In dieser Hinsicht fehlen der Geschichte notwendige Hintergrundinformationen. In Gabriele Behrens Konzeption sind sie einfach der sympathische Stachel im Fleisch der kapitalistischen »Konzerne« und damit auch der Gegenentwurf der Gewinnmaximierung.

Grundsätzlich bevölkert Gabriele Behrend – wie schon angesprochen – gerne und überzeugend ihre Geschichten neben den Helden/Schurken mit zahlreichen lebendigen, ambivalent agierenden Nebenfiguren. »Das Dorf am Grunde des Sees« mit seiner isolierten Gemeinschaft – auch im vorliegenden Roman isoliert die Autorin das Geschehen nicht überwiegend un-

ter einer Kuppel am Grunde des Sees, sondern der englischen Stadt – lebt von den liebevoll gezeichneten Nebenfiguren, die manchmal mehr Eindruck hinterlassen an die im Vordergrund agierenden Hauptpersonen. Auf beiden Seiten des Gartenbeetes entwickelt Gabriele Behrend erstaunlich dreidimensionale zugängliche Figuren, bei denen sie sich im Rahmen des stringenten Romans auch Zeit wie Raum lässt, um ihre jeweiligen Handlungen manchmal auch gegen den Strich direkt oder indirekt zu erläutern. Sie beleben insbesondere das deutlich dunklere, aber nicht nihilistische Ende der Geschichte.

Die Grundidee mit dem Ausbruch einer kleinen Gruppe von das System nicht ablehnenden, sondern konsequent deren soziale Lücken positiv füllenden Anarchistischen, ist überzeugend in der angesprochenen Nische gestaltet. Der Leser beginnt schnell, den stoischen Pragmatismus

dieser kleinen Gruppe nicht nur zu bewundern, sondern wertzuschätzen. Gegen das System und für die Menschen. Voller Überzeugung, aber ohne das belehrende Sendungsbewusstsein mancher alternativen Gruppen. Die Tat ist der Weg, der Weg ist das Ziel. Wenn die Lebensmittelkontrolleurin die Gärtner auf ihrem Dach, in ihrem Versteck besucht; die Pflanzen bewundert und eine wohlschmeckende Erdbeere und kein Kunstprodukt probiert, dann glaubt der Leser, dass sich die Zeiten wieder zum Besseren wenden können, auch wenn es eines Rufus Bedarf, der am Ende der hier beschriebenen Reise und weniger Suche in mehrfacher Hinsicht aus dem Vollen schöpfen kann und geben darf. Aber diese Kompromisse geht der Leser gerne angesichts der lebendig beschriebenen Grundidee voll aktueller Bezüge, aber keinen Belehrungen ein.

*(Thomas Harbach)*



# PHANTASTISCHE WELTEN 2026



Der große KALENDER mit erlesenen Titelbildern aus PHANTASTISCH!, EXODUS und COZMIC von Dirk Berger, Frauke Berger, Thomas Franke, Jan Hoffmann, Paul Hoppe, Olaf Kemmler, Karsten Schreurs, Meike Schultchen, Hubert Schweizer, Michael Vogt, Thomas Thiemeyer und Helmut Wenske sowie einem Deckblatt von Timo Kümmel.

**A4, aufklappbar mit großem Kalendarium. Neu ab März für 15,00 €.  
Portofreie Lieferung innerhalb Deutschlands!**

[www.atlantis-verlag.de](http://www.atlantis-verlag.de) | [www.exodusmagazin.de](http://www.exodusmagazin.de)

*phantastisch!*

EXODUS

COZMIC

# Science Fiction Club Deutschland e.V.

Wir. Machen. Zukunft. Seit 1955.  
sfgd.eu

Der Verein für SFF-Interessierte



Unser Vereinsmagazin informiert über  
Vereinsnews, Conventions,  
SFF-Wissenswertes und Rezensionen,  
Geschichten und vieles mehr.